

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 23.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 21½ M.

→ Berlin, 1. December 1890. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 41½ M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Der „Huunes“.

Eine Geschichte aus der Eifel von L. Bürfner.



Fräulein Else auf der Rousseau-Insel.  
Siehe die Skizze „Der Eislöwe“, Seite 180.

**A**uf der hohen Kirchentreppe sitzt ein ganzer Kinderschwarm. Die Mädchen haben die Hände unter ihren Schürzen verstckt, denn es ist ein kalter Aschermittwoch-Morgen, und der Herr Pastor, der heute den ersten Communions-Unterricht ertheilen soll, ist zu einem Kranken gerufen worden und bleibt lange aus. Man könnte freilich ein bischen herumlaufen oder Versteckens spielen, aber in der Nähe der Kirche darf man keinen Lärm machen, und außerdem ist Allen nicht so recht wohl zu Muthe. Der Herr Pastor wird ein strenges Katechismus-Gramen abhalten, und wehe dem, der nicht in allen Stücken besteht; wenn man fortgeschickt würde und nicht mit am Frohnleidnamstage zur Communion kommen dürfte, — die Schande wäre zu groß! ... Außerdem giebt es aber allerlei Wichtiges zu bereeden; aus dem benachbarten Kirchdorfe sind auch die Erstcommunicanten herüber gekommen, weil der Pastor da gestorben ist, und sie noch keinen neuen haben; sie stehen zu einem Knäuel zusammengeballt in der entferntesten Ecke des Pfarrhauses und schauen neidisch und schen zu den Einheimischen herüber. Die haben's gut, die brauchen keine

zwei Stunden durch Wind und Wetter zu laufen, haben ihren eignen Herrn Pastor, der sie kennt und den sie kennen, und können nach dem Unterrichte gleich in die warme Stube schlüpfen und ihre Suppe essen! — Und dann noch gar die Schande! Bei ihnen steht auch noch der Huunes! Sie können freilich nichts dafür, er ist ja nicht einmal aus ihrem Dorfe, sondern aus der Frühmesser-Filiale, aber er ist doch einmal mit ihnen gekommen, und die Anderen könnten glauben, er gehöre zu ihnen.

Und allerlei boshaft und zornige Worte fliegen herüber zu einem armen Geschöpfe, das sich in's äußerste Winkelchen des Scheunenthores gedrückt hat und scheu und ängstlich aus übergrößen schwarzen Augen auf seine kleinen unerbittlichen Feinde schaut. Seltsam genug nimmt sich das arme Ding aus zwischen den dickeköpfigen, rothäufigen und flachhaarigen Eifler Bauernkindern, mit dem schmalen brauen Gesicht, von dem straffes, schwarzes Haar mit augenscheinlich ungewöhnlicher Sorgfalt und unter reichlicher Anwendung von Wasser zurückgestrichen ist. Den armseligen kleinen Körper umhüllt ein zerrissenes Kleid von unbekannter Farbe, das durch ein paar ungeeschickte Flickversuche nur noch armseliger und zerrissener erscheint. Ein Paar beinahe sohlenlose Schuhe, die ihr zudem viel zu weit sind, baumeln an ihren Füßen; sie hat sie erst dicht vor dem Dorfe angelegt, — den ganzen weiten Weg ist sie auf nackten Füßen gelaufen, immer in einer kleinen Entfernung hinter den Anderen, aus Furcht vor Püssen; und dazu ist sie so hungrig! ...

Langstlich hält die braune Hand ein sehr defectes Katechismus-Exemplar; das ist ihr höchster Schatz, denn wenn sie keinen Katechismus hätte, könnte sie ja gar nicht zum Unterricht, und einen neuen bekommt sie nicht. Es ist schon viel, daß sie überhaupt zum Unterricht kommen darf; was sagte doch der Dehm heute Morgen, als sie fortging: „Eine Sünde und Schande sei es, daß einem die Kinder weggeholt würden für solche Dummheiten, wo man sie doch so nötig zum Holzrassen und Korbblechten brauche; nichts wie Essen und Trinken thun sie den ganzen Tag, und wenn sie 'mal was verdienen können, dann laufen sie einem auch noch weg. Und daß sie sich nicht unterstehen sollte, auf dem Wege die guten Schuhe anzubehalten; er könne ihr keine neuen kaufen!“

Es ist nur gut, daß es nicht mehr Winter ist; das wäre arg schlimm, wenn sie jede Woche zwei Mal durch den hohen Schnee dauerlaufen müßte! Freilich muß sie auch im Winter oft weite Wege machen, um Mausfallen und Drathörbe zu verkaufen und hier und da von einer besonders mitleidigen Bauernfrau ein Stück Brod, oder, wenn's hoch kommt, ein Stück Speck

zu erbetteln; aber darüber kann der Dehm wenigstens nicht brummen und sie nicht schlagen; und dann kann sie auch den anderen Kindern besser aus dem Wege gehen, während sie hier im Pfarrhofe so nahe neben ihnen sitzen muß. — Und nun kommen ihr allerlei besorgte Gedanken: ob der Herr Pastor sie auch annehmen wird, oder ob er sie vielleicht fortschickt, weil sie nur ein Huunes ist und weil sie ja zerlumpt und schmutzig ausschaut! Sie hat sich freilich am Dorfbrunnen vorher ganz rein gewaschen und auch ihre struppigen Haare so gut wie möglich geordnet, und heute Morgen früh hat sie die ärtesten Risse an ihrem Kleide zusammengeknüpft, aber arg zerlumpt ist sie doch noch gegen die anderen Kinder in ihren warmen Kleidern von eigen gewebtem Stoff, — und ihrem brauen Gesicht sieht man's auch gleich an, daß sie ganz was Anderes, viel Schlechteres ist, als die Uebrigen. Sie erinnert sich noch genau, was der Eine der beiden Herren, der alte mit der Brille, dem anderen jüngeren vorerzählt hat, als der mit einem sehr erstaunten Gesicht gerade vor der Hütte stehen blieb, in der ihr Dehm wohnt.

„Ist es nicht merkwürdig, daß sich mitten unter diesen Eifelbauern solche Kolonien erhalten, wie diese hier? Der Bauer nennt die Leute „Huunes“. — Ist es nicht leicht denkbar, daß sie Nachkommen jenes Volles sind, das von der „Geißel Gottes“ geführt, Europa überfluthete? — Sehen Sie sich einmal das Exemplar da an,“ und er deutete auf den Dehm, der gerade aus dem halb unterirdischen Lehmbauhaus herauskroch, welcher seine Behausung vorstellte, und die Fremden sehr mißvergnügt aus seinen stechenden, schwarzen Augen anschaute, — „denken Sie sich den mit einem Thierfelle bekleidet, auf einem kleinen, zottigen Pferde sitzend und seine Keule schwingend! — Wirklich ein ganz famoses Exemplar!“

Sie hätte damals gat zu gern gewußt, was ein Exemplar sei: jedenfalls etwas Schlimmes, — und sie wollte auch gern weiter hören, was der alte Herr wohl noch sagen würde; und als die Beiden dann nach Jemand fragten, der ihnen ihr Taschchen nach dem nächsten Orte tragen sollte, war sie schnell hinzugesprungen und hatte sich dazu erbosten. — Der Herr hatte sie einen Augenblick forschend betrachtet und dann den Kopf geschüttelt und gesagt: „Schade um diese Augen!“ Aber dann durfte sie ihm die Tasche tragen und ging nun hinter den Beiden her, die langsam durch das Dorf schritten und Alles genau betrachteten.

Vor dem einen Hause war der junge Herr stehen geblieben und hatte es in ein großes Buch eingezeichnet, und das hatte sie sehr gewundert, denn unter all den armseligen Behausungen war dies das allerarmseligste, — nur ein Erdloch mit einer Ummauerung von aus-



Am Ufer. — Siehe die Skizze „Der Eislöwe“, Seite 180.

gestochenem Nasen und einem flachen Dach von Reisig, aus dem ein altes Stück Ofenrohr als Schornstein herausragte. Und die riesengroße Linde dahinter hatte der Herr auch abgemalt, ganz deutlich und genau. Und dazu hatte er etwas vor sich hingemurmelt, etwa wie: „Ganz unglaublich, wirklich unglaublich!“

Aus dem abgemalten Hause waren während der Zeit alle Bewohner herausgetreten, und das waren nicht wenige. Acht Kinder, eins immer kleiner als das andere, verzerrten zuletzt um den Fremden herum, bis sie die kleinen mit ein paar Püppchen forttrieben. Und jedesmal, wenn wieder einer von den braunen Knirpsen hervorkroch, wurden die Augen des jungen Herrn größer und erstaunter, und jedesmal sagte er kopfschüttelnd: „Unglaublich, ganz unglaublich!“ Der alte Herr hatte aber gelacht und gesagt: „Ach, das ist noch gar nichts, — das sind alles noch wahre Paläste gegen die Höhlenwohnungen, die vielleicht eine halbe Stunde von hier liegen! Unsere kleine Zigeunerin wird uns hinführen!“

Und auf dem Wege hatte er dem anderen Herrn erzählt, daß diese Hütten nur die Winterwohnungen seien, daß im Sommer die ganze Gesellschaft auf die Wandern gehe, mit ihren kleinen Planwagen, die von einem mageren Gaul gezogen werden, oder von dem Besitzer selber, — und daß diese Wanderlust auch noch ein Erbtheil ihrer Vorfahren sei, und ganz unüberwindlich, — daß sie den Rhein hinaufzögen und bis nach Belgien hinein, und Kessel und Körbe stießen und bettelten und stöhnen. Und dann hatte er sie gefragt, ob es nicht schön sei, im Sommer zu reisen, und sie hatte erzählt, daß sie immer die kleinen Kinder vom Dehm tragen oder den Wagen schieben helfen müsse, und daß sie noch niemals gestohlen habe, außer zuweilen Kartoffeln oder Rüben aus dem Felde, wenn sie gar zu hungrig gewesen sei. Dann hatte er sie noch gefragt, was sie denn thun wolle, wenn sie einmal älter sein werde, und sie hatte ohne viel Bejinnen erzählt, daß sie erst zur Communion gehen und dann vielleicht noch ein oder zwei Jahre bei dem Dehm bleiben müsse, und dann werde sie sich verheirathen. . . Und der alte Herr hatte sehr ernsthaft mit dem Kopfe geschüttelt, und gemeint: „Ja, ja, — fünfzehn Jahre und ein silberner Trauring, mehr gehört nicht dazu, um immer neues Glück zu erzeugen!“ — Das war ihr sehr verwunderlich vorgekommen, deshalb hatte sie es auch so wörtlich behalten und grübelte auch jetzt noch zuweilen darüber nach.

War das denn wirklich ein Glück? — Freilich, andere Leute wohnten in schönen großen Häusern, und die Kinder hatten satt zu essen und kriegten gewiß nicht so viel Schläge als sie; aber das war sie nun doch einmal gewohnt, und ob ihr Dehm sie prügelte oder später einmal einer der langhaarigen, mageren Bursche, von denen ja irgend einer sie sicher heirathen würde, — darüber dachte sie nicht weiter nach. Sie war nun einmal ein Huunes, — warum sollte sie es also besser haben als die Anderen! — Später hatte der alte Herr ihr ein Fünfzigpfennigstück gegeben für das Tragen der Tasche, und der junge Herr schenkte ihr auch eines, aber für sie extra. Sie war ganz außer sich vor Freude, denn so viel Geld hatte sie in ihrem Leben noch nicht gehabt! — Der Dehm bekam es aber doch heraus, daß sie es hatte, und nahm ihr's ab, und so folgte der Freude ein fast noch größerer Schmerz, weil sie sich schon so sicher im Besitze gefühlt hatte! — Das war das einzige Ereignis gewesen in ihrem Leben; — sie dachte oft darüber nach, wenn es ihr besonders schlimm erging, und so auch jetzt, während sie hungernd, frierend und ausgestoßen von den Anderen in ihrem Winkel saß. —

Da kommt der Herr Pastor! — Bang schaut sie zu ihm auf und freut sich, daß er ein gar ruhiges, sanftes Gesicht hat; er wird sie auch gewiß nicht fortstoßen, und sie will sehr fleißig lernen und recht brav sein. Der ganze Kinderschwarm drängt sich hinein in die kleine Dorfkirche, in der es so hell und freundlich und die völlig belämpft und verzerrt ist mit Guitlanden und Sträußen von künstlichen Rosen mit silbernen und goldenen Blättern. Eine solche Pracht hat sie noch nicht gesehen. Sie vergift Kälte und Hunger und schaut mit weit offen Augen um sich. In den Kirchenstühlen auf der anderen Seite haben indessen ein paar behäbige Bäuerinnen Platz genommen, die zu hören wollen, wie ihre Kinder geprüft werden; in einem besonders vergitterten Stuhle sitzt eine städtisch gekleidete Frau mit hellen klugen Augen: die Frau Bürgermeisterin, deren ältestes Töchterchen auch unter den Kindern ist. — Dann beginnt der Namensaufruf. Die fremden Kinder haben eine Liste mitgebracht, und bei jedem Namen, der aufgerufen wird, richtet der Herr Pastor ein paar Fragen an die Betreffenden; es sind lauter Schmitz und Braun und Bauer und Schlosser. Als der Aufruf zu Ende, schaut der Herr Pastor fragend nach dem Bank-Ende, wo das kleine braune Geschöpf zusammengekauert sitzt. Der geschrückte Augen-

blick ist gekommen, sie muß aufstehen und sich fragen lassen: „Wie heißt Du?“ . . . „Gudula Brakunir“. . . Ein leises Kichern entsteht bei dem ungewohnten Namen unter den Kindern. „Bist Du auch aus Heimersdorf?“ — „Nein, ich bin aus Salmerot.“ . . . Der Herr Pastor versteht nicht recht, warum das Kind hier ist. — „Das ist die Frühmesser-Filiale!“ ruft eine helle, vorlauta Bubenstimme. Jetzt blitzt ein Funke des Verständnisses in den klugen und gütigen Augen des Pastors auf. Er erinnert sich eines sonntäglichen Ganges, den er mit dem verstorbenen Confrater nach Salmerot gemacht hat. Er war damals erst kurze Zeit auf seiner jetzigen Pfarrei und war geradezu erstaunt über das Bild von Armut, Schmutz und Verkommenheit, das sich da seinen Blicken bot. Und der Confrater hatte so traurig mit dem Kopfe genickt und gesagt: „Ja, ja, Herr Confrater, diese Filiale ist leider kein Weinberg des Herrn, sondern ein mit dem schlimmsten Unkraut überwucherter Acker, — und ein Jammer ist's, daß da gar nichts zu ändern und zu bessern ist! Man kann es noch als ein Glück betrachten, wenn wenigstens die Mädchen zum Religionsunterricht kommen und man einen winzigen Keim zum Guten in ihr Herz legen kann, der vielleicht aufgeht und gedeiht. Von Zucht und Sitte ist da gar keine Rede! Wenn man glaubt, im Winter mühsam etwas gewirkt zu haben, so fliegt im Sommer das ganze Gejindel davon und kommt schlimmer als vorher zurück!“ Und als der Pfarrer ganz erstaunt und empört etwas von Gewaltmaßregeln und weltlichen Behörden geredet, hatte der Andere nur trübe lächelnd den Kopf geschüttelt: „Da ist nichts zu machen Herr Confrater! Die Leute wollen es nicht besser! Auf ihren Sommerreisen verdienen sie mit Korbstechen und Kesselschichten genug, um im Winter leben zu können. So ein fauler Halunke läßt Winterslang Frau und Kinder betteln und Holz stehlen, damit er warm und träge hindämmern kann und prügelt sie zur Belohnung allenfalls noch gehörig durch, — und wenn die Mädchen fünfzehn, sechzehn Jahre sind, verheirathen sie sich mit eben solchem nichtsahnenden Schlingel, um das gleiche Leben zu führen! Arme Dinger! Die meisten von ihnen sind nicht einmal so sehr schlecht, als sie es eigentlich in solcher Umgebung werden müssten!“

Daran denkt der Herr Pastor und schaut mitleidig auf das arme kleine Geschöpf. „Wie alt bist Du?“ — „Im Herbst dreizehn!“ — „Was sind Deine Eltern?“ — „Hab' keine!“ — „Und bei wem bist Du?“ — „Bei meinem Dehm!“ — „Was thut er denn?“ — Gudula schweigt bedrückt. — Die helle Stimme von vorhin antwortet für sie nochmals: „Ach, es ist ja nur ein Huunes!“ Und ein allgemeines, unterdrücktes Gelächter folgt, das aber durch einen strengen Blick des Pastors schnell gedämpft wird. — „Wirft Du auch regelmäßig zum Unterricht kommen können?“ fragt der Herr Pastor weiter. — „O ja, ich lauf' schon fort!“ Dabei hat's sein Bewenden, und Gudula Brakunir darf bleiben.

Ber ist glücklicher als sie! Mit großen, verständnisvollen Augen folgt sie dem Unterrichte, und als bei einer schwereren Frage eine sehr bedeutsame Stille über der Kinderschar liegt, hebt sich schüchtern ihr brauner Finger in die Höhe und ihre helle Stimme gibt richtige Antwort. — Das wiederholt sich noch ein paar Mal im Laufe des Unterrichtes und veranlaßt den Herrn Pastor, halb unbewußt öfters nach der Stelle zu blicken, wo Gudula sitzt.

In der Pause, in der die anderen Kinder unglaublich große Butterbrotstücke verzehren und Gudula wieder traurig im Scheunenwinkel sitzt, pflanzt sich der größte und dickköpfigste der Buben drohend vor ihr auf: „Miserabler Huunes Du, — wenn Du Dich noch mal unterstehst, aufzuzeigen, wenn wir Andern nichts wissen, wirst Du 'mal sehen, was es seit! So viel Haue, daß Du froh bist, wenn Du nicht mehr aus Deinem Diebstahl herauszuliechen brauchst!“ Und die rechte Faust zuckt langsam aus der Hosentasche hervor und macht eine sehr verständliche Bewegung nach Gudula hin. In diesem kritischen Augenblick kommt ihr unverhoffte Rettung. Zwischen sie und ihren Bedränger schiebt sich leck ein zierliches Figürchen, und ein helles Stimmchen sagt in höchst energischem Tone: „Du solltest Dich was schämen, Du großer dummer Junge Du! Wenn Du zu faul bist, um 'was zu lernen, und zu einfältig, dann las' wenigstens andere Leut' in Ruh'! Wart' nur, wenn ich's der Schulzenfrau sag', daß Du zweimal nichts gewußt hast!“ Und zu der staunenden Gudula gewandt, fährt ihre Beschützerin fort: „Du, Du sollst nach dem Unterricht 'mal zu meiner Mama kommen,“ — und dann geheimnisvoll flüsternd: „weißt Du, ich glaube, Du kriegst mein blaues Kleid, das ist noch sehr gut, und, — und, — da hast Du mein Butterbrod!“ — Und fort ist die Kleine.

Gudula sieht eine ganze Weile wie betäubt. Dann beibt sie mechanisch in das Butterbrod und sucht sich klar zu machen, was geschehen ist. Des Bürgermeisters Dora hat mit ihr gesprochen, sie in Schutz genommen, ihr ein Butterbrod geschenkt, und sie soll ein Kleid

von ihr haben. Sie hat mit ihren scharfen Augen wohl bemerkt, daß die Bürgermeisterin vorher mit Dora gesprochen und nach ihr hingeschaut, aber so etwas, — nein, das hat sie nicht erwartet! Und augenblicks fällt ihr ein, daß sie ein warmes geschütztes Plätzchen irgendwo weiß, wo es gewiß jetzt schon Schneeglöckchen giebt, — die soll Dora haben in der nächsten Woche!

Als der Unterricht beendet, haben der Herr Pastor und die Frau Bürgermeisterin noch eine kurze Befreiung mit einander. Sie ist eine Frau mit scharfen klugen Ohren und Augen und mit vieler Menschenkenntniß und kennt ganz besonders die Dickköpfe und Vorurtheile ihrer bäuerlichen Umgebung. — „Ich werde schon dafür sorgen, daß die Anderen das arme Ding nicht herumstoßen,“ sagt sie sehr energisch. — „erst muß sie 'mal 'was Ordentliches anzuziehen kriegen, damit sie aussieht wie die Anderen, und dann wollen wir 'mal sehen, wie sie sich macht! Ich werde mich ihrer ein bisschen annehmen, — 's ist ja eine Sünde, daß ein solch' armes Ding so verwahrlost aufwächst!“

Als Gudula später das Bürgermeister-Haus betritt, hat sie ein ziemlich scharfes Verhör zu bestehen, während dessen die Bürgermeisterin zuweilen heftig die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und ausruft: „Ist es denn die Möglichkeit!“ — Nachher bekommt Gudula einen Teller köstlicher warmer Suppe, und dann erscheinen allerlei Schätze vor ihren erstaunten Augen. Zuerst ein schönes buntgestreiftes Hemd, in dem kein einziger Fleck zu sehen ist, ein ebenso gutes Unterröckchen und zuletzt das bewußte blaue Kleid. Sie muß sich in einem Kämmerchen ankleiden und schaut dann voller schauerlicher Bewunderung an sich selbst nieder. Daß diese kostbaren Sachen ihr gehören sollen, kann sie kaum fassen. Wenn sie nur der Dehm ihr nicht wieder abnimmt! — Nachdem sie der Bürgermeisterin ein „dauffend Mal merssi“\*) gesagt, packt sie sorgfältig ihre Lumpen in ein Bündelchen, und rennt wie gejagt ihrer trübseligen Heimat zu.

Am nächsten Unterrichtstage erscheint Gudula im vollen Glanze der geschenkten Sachen, frischrot im Gesicht vom Waschen und Reiben, und mit beinahe triefendem Haar in der Kirche. In der Hand hält sie einen wundervollen Strauß von Schneeglöckchen, den allerersten des Jahres, den sie verlegen Dora in die Hand drückt. „Die sind für Deine Mutter,“ flüstert sie dabei. — „Es steht ein guter Kern in dem Kind,“ meint die Bürgermeisterin, und beim nächsten Male bekommt Dora auch für Gudula — oder Göde, wie sie genannt wird, — ein Frühstück mit.

Nach den ersten Unterrichtsstunden geschieht etwas Unerhörtes. Göde ist die einzige, die eine Schriftstelle richtig und wörtlich herjagen kann; sie rüdt eine ganze Bank aufwärts und kommt dicht vor den Herrn Pastor zu sitzen. Daß sie nachher nicht halb tot geprügelt wird, hat sie ganz allein Dora's Autorität zu danken, die sie freudestrahlend mit nach Hause nimmt.

Dort wird zunächst Göde's äußere Erscheinung genau geprüft. „Du hast das Kleid gut gehalten,“ meint die Bürgermeisterin, „hast Du's denn zu Hause nie an?“

Tief erröthend schüttelt Göde den Kopf. „Warum denn nicht?“ — „Hab's im Walde versteckt!“ — „Aber warum denn das?“ — „Ach, sie würden mir's doch wegnehmen,“ sagt Göde. — „Und wenn ich Dir sonst 'was schenkte?“ — „Das dürftest ich Alles nicht behalten.“ — „Was machst Du denn den ganzen Tag zu Hause?“ — „Kinder warten, Kochen, Körbe schlecken und die Ziege hüten.“ — „Und wann lernst Du Deinen Katechismus?“ — „Wenn ich mit der Ziege im Walde bin, sonst darf ich nicht! Wenn's der Dehm sieht, giebt's Peinigung!“ — „Glaubst Du, daß Dein Dehm Dich fortlassen würde, wenn ich Dich zu mir nehmen wollte, vielleicht als Kindermädchen oder so etwas?“ — Eine helle Freudensonne geht in Göde's Gesichtchen auf, aber nur für einen Moment; dann schüttelt sie niedergeschlagen den Kopf.

„Nee, das thut er nicht; wer sollt denn die Arbeit schaffen und im Sommer den Wagen ziehen helfen, wo doch seine Frau immer frank ist? Und im Winter geht's erst recht nicht, wo ich immer in den Wald laufen und mit Besen auf die Dörfer gehen muß! Und das wär' auch gar nicht passend für mich, in einem so feinen Haus Kindermädchen zu sein! Dazu wär' ich viel zu gering!“

Die Bürgermeisterin ist nachdenklich geworden; das Kind mit den guten Anlagen und den traurigen Augen geht ihr nicht aus dem Kopfe. Aber als sie nach Tisch mit ihrem Manne darüber spricht, sieht der ihr überzeugend aus einander, daß da gar nichts zu helfen sei. „Wenn wir sie vielleicht auch ein paar Jahre behalten, dann holt der Alte sie doch wieder fort; sie muß sich ja so bald als möglich mit solch' jungem Taugenichts verheirathen, und die Gewöhnung an bessere Verhältnisse würde sie nachher noch viel unglücklicher machen, als sie es jetzt ist“ . . .

\*) In der Eifel haben sich aus der Zeit der französischen Herrschaft noch viele derottige Ausdrücke im Volle erhalten.

Allmälig bürgert sich das fremde Kind im Bürgermeisterhause ein. Nicht, daß sie irgend etwa Vortheil für sich suchte, — ihr Kleid ist immer sauber und ganz, was sollte sie also nöthig haben! Aber zu Dora kommen zu dürfen, bescheiden in einer Ecke zu sitzen und mit großen Augen zuzusehen, was Alles im Hause geschieht, scheint ihr höchster Genuss zu sein. Der kleine dreijährige Hans, Dora's einziges Brüderchen, ist ihre Wonne; immer hat sie etwas für ihn in der Tasche, ein Pfeischen aus Hollunderrinde, Haselschächen, einen hübschen, glänzenden Stein, und einmal sogar ein zierlich und mühsam geflochtenes Körbchen! — Der kleine Bube dankt ihr das durch eine innige Zuneigung; sein helles Hauchzen läudigt der Bürgermeisterin stets an, wenn Göde mit Dora vom Unterricht kommt. Die kluge Frau hat eine große Vorliebe für das fremde Kind: Göde's Verneifer, ihr Ehrgeiz und ihre Klugheit regen auch die phlegmatische Dora zu höheren Leistungen an. Der Mutter anfängliche Besorgniß, daß Dora vielleicht doch Schlimmes von dem verwahrlosten Kinder lernen möge, ist vollständig gewichen. Manchmal erzählt Dora harmlos irgend eine Neuherung Göde's, die ihr an's Herz geht: „Mutterchen, Göde fragte mich heute Morgen, ob Papa auch nicht böse sei, wenn sie mit mir kommt? — Weil er doch der Herr Bürgermeister sei, und so hoch und vornehm? — Und ein andermal: „Mutterchen, heute hat der Herr Pastor gesagt, vor Gott seien alle Menschen gleich, und da hat Göde mich gefragt, ob ich wirklich glaube, daß sie gerade so gut in den Himmel kommen könne als ich!“

Von ihrem „zu Hause“ erzählt sie nichts. Dora fragt sie zuweilen irgend etwas, aber dann wird Göde über und über roth und schweigt. Sie schämt sich. Ihren Gedankengang verräth aber doch eine Neuherung, die von der Bürgermeisterin belauscht wird, während die beiden Kinder auf der Bank vor dem Hause den Katechismus lernen. „Du, Dora, ehe ich zu Euch kam, meinte ich immer, alle Männer schlügen ihre Frauen jeden Tag, und alle Kinder würden immer ausgezankt und geprügelt! Es ist doch gut, daß es noch Leute gibt, denen es besser geht als uns“ . . . Und nach einer Pause fährt Göde fort: „Für mich ist es aber schlimm, daß ich's weiß, denn zu Hause muß ich den ganzen Tag dran denken, womit ich's wohl verdient habe, daß es mir so böse geht!“ —

Langsam rückt der feierliche Communiontag näher. Ostern und Pfingsten sind vorübergegangen; Göde hat riesige Beilchen- und Maiblumensträuße mitgebracht, und am Pfingstmontag nach der Besper hat vor versammelter Gemeinde eine feierliche Prüfung der Communionanten stattgefunden. Sie haben Alle ihre Sache gut gemacht, aber am allerbesten doch Gudula Brakunir. Ihre helle klare Stimme schallt durch die ganze Kirche, wenn sie antwortet, und Alles, was sie sagt, ist richtig. Am Schlusse hält der Herr Pastor eine Ansprache und sagt, daß sie Alle brav und gut gelernt und sich während der Zeit des Unterrichts auch fromm und gottesfürchtig betrachten hätten; er lobt die fremden Kinder, die immer so pünktlich den weiten Weg gemacht, und vor Allem Gudula Brakunir, die am allerweitesten zu gehen habe und stets zur rechten Zeit an ihrem Platze gewesen sei. Dann erhält jedes der Kinder ein schönes, bunt bemaltes Heiligenbild, und stolz und froh eilen sie nach Hause.

Gudula geht mit Dora; sie darf den ganzen Sonntag-Nachmittag bei ihr bleiben und ist glücklich und selig. Während des Nachmittags hat die Bürgermeisterin eine Unterredung mit ihrem Manne, der zu Beginn derselben ein wenig brummt und allerlei Einwendungen zu machen hat, zum Schlusse aber nachgibt und mit einem zufriedenen Lächeln seine Frau küsst. Das Resultat ist ein sehr erfreuliches für Göde. Die Bürgermeisterin sagt ihr, daß sie für ihre Kleidung am heiligen Tage sorgen wird und stellt ihr frei, ob sie ein weißes Kleid tragen will, wie Dora, oder ein schwarzes mit einer bunten Schürze, wie die anderen Bauernkinder. Göde ist einen Augenblick sprachlos; ein Strom von Thränen stürzt aus ihren Augen, und dann stammelt sie mit halberstickter Stimme: „Ach, ein weißes wäre wohl schön, aber, — wenn ich denn's aussuchen hab', möcht ich doch gar gern gekleidet sein wie die Anderen!“ . . . Den ganzen übrigen Nachmittag ist Göde nicht so lustig als sonst, sie sieht ruhig in ihrem Winde oder auf der Bank, aber als sie sich unbeobachtet glaubt, erstickt sie beinahe den kleinen Hans vor lauter Lieblosungen, — sie muß ihr übervolles Herz durch etwas erleichtern, und wohl zwanzigmal hört Dora sie mit leiser Stimme sagen: „Wie die Anderen, grad' wie die Anderen!“ . . .

Und dann kommt der Frohleichtnamstag heran. Das ganze Dorf ist bekränzt und beslagt und geschmückt; über allen Thüren hängen Guirländer von dicken, flammenden rothen Pfingstrosen und von Blütenblüthen. Die Straßen sind mit Gras und Blumen bestreut, daß man geht wie auf einem Teppich. In der Kirche ist ein Prunk und Glitzern von Scharlachtuch, von bunten Bannern und farbigen Sträuschen und Lichten, daß man schier geblendet ist von aller Pracht. Auch im Bürgermeister-

hause ist Alles auf's beste geschmückt. Ueber der Thür hängt eine prächtige Guirlande von Moos und Vergißmeinnicht. Göde hat sie gestern gebracht, mit rothen Bäcken und strahlenden Augen. Drinnen im Zimmer steht Dora im weißen Kleide, zitternd halb vor frommer Erwartung und halb vor irdischer Glückseligkeit. Alle Mitglieder des Hauses sind in stummer Bewunderung um sie versammelt. Und Göde? Ihr ist's wie ein himmlischer Traum. Die Bürgermeisterin selber hat sie angekleidet, und sie steht starr und steif und wagt sich kaum zu rühren. Das kostbare schwarze Kleid bauscht sich in weiten Falten um sie auf und reicht bis auf ihre Füße. Darüber liegt die himmelblaue Schürze, mit einem wirklichen breiten, seidenen Bande zugebunden. Auf dem Kopfe sitzt der grüne Kranz, — sein weißes kleines Kränzchen wie Dora es hat, nein, ein richtiger Bauernkranz mit großen grasgrünen Blättern und mit einem goldenen Blütensträuschen an der Seite. Ein ebensolcher Kranz ist um die Arme gewickelt, die sie jetzt mit einem steifen weißen Taschentuch in die Hand bekommt, dann noch das neue Gebetbuch mit dem dicken Goldkreuze darauf, — und sie schreiten unter dem Geläute der Glocken zur Schule, und von da in feierlichem Zuge unter dröhnen den Böllerbüßen zur Kirche. Göde ist ganz verzückt; einmal fährt sie fröhlich Dora's Hand und flüstert in ihr Ohr: „Ach, ich bin gerade wie die Anderen, — denke doch, Dora, grad' wie die Anderen!“ .

Das Hochamt ist lang und feierlich. Manche Thräne fällt während desselben aus Mutterungen herab für die Kinder, die heute den schönsten Tag ihres Lebens feiern. Und wie rührend und zum Herzen dringend predigt der Herr Pastor; wie legt er den Eltern an's Herz, die guten Keime zu pflegen und die kostliche Gnade zu bewahren, die heute in die Kinderseelen sich herniederschent! Die höchste Gnade Gottes wäre es, sagt der Herr Pastor am Schlusse seiner Rede, wenn er diese Kinder zu sich in sein Reich nähme, an diesem heiligsten Tage ihres Lebens, nachdem er alle seine Gnade in reichster Fülle über sie ausgegoßen hat. Und dann ermahnt er die Kinder, nie dieses Tages zu vergessen und die Erinnerung an ihn festzuhalten als Schild und Stab in den Versuchungen des Lebens.

Die Bürgermeisterin in ihrem vergitterten Stuhle denkt mit Wehmuth und Sorge daran, daß sie mit dem heutigen Tage Göde wieder aus den Augen lassen, daß sie so gar nichts mehr für sie thun kann, sondern sie schier hoffnungslos in Elend und Laster zurückversinken lassen muß; und ein inbrünstigeres Gebet steigt gewiß aus all den Mutterherzen nicht zum Himmel auf, als das für das fremde arme Kind aus dem ihrigen . . .

Nachdem die Feier beendet, tritt auch das Irdische wieder in seine Rechte. Die Kinder stehen vor der Kirchthür und begucken und bewundern sich gegenseitig. Dora hält die Hand Gudula's fest, die heute kein beleidigendes Wort hört; ja, auch sie erhält von jedem der Mitcommunicanten ein schönes Heiligenbild, wie die Sitte es vorschreibt. Und glückselig gehen nachher die beiden Kinder mit ihren Schäzen nach Hause.

Während des ganzen Tages ist Göde still und in sich gekehrt. Sie hat kaum etwas von den guten Sachen gegessen, die Dora auf ihren Teller häuft. Daß sie mit bei Tische sitzt, hat das Maß ihrer Seligkeit kaum zu erhöhen vermocht, — es kommt ihr nichts mehr wunderbar vor. — Manchmal übersiegt es sie wie ein Schauer; sie fragt sich, was ihr der morgige Tag bringen wird, und sagt sich, daß dann Alles zu Ende sein muß; aber der Gedanke ist schnell vorüber und erhöht eigentlich nur das Glück des Augenblickes. Ja, es ist in Wahrheit der glücklichste Tag ihres freudenarmen Lebens!

Nach dem Nachmittagsgottesdienst sitzen Dora und Göde stillglücklich auf der Bank vor dem Hause und betrachten ihren Bilderreichthum. Göde hat beinahe solch' schöne und buntbemalte Bilder als Dora; besonders eins, das der kleine Hans ihr geschenkt, ist gar zu herrlich; ein großes Herz ist darauf, welches man aufheben kann und darüber ist ein Christkind, das segnet die Hände austreckt.

Die Bürgermeisterin sitzt am Fenster und macht nach den Aufregungen des Tages ein Schlösschen. Der kleine Hans ist mitten auf die Straße getreten und spielt mit dem Gras und den Blumen, die da geistrent sind. .

Und plötzlich tönt durch die sonntägliche Stille ein seltsam lärmender Ton, wie aus weiter Ferne. Die Bürgermeisterin hebt verwundert den Kopf in die Höhe und dann, — einen Augenblick später tönt ein doppelter Schreckenschrei. Um die Biegung der Dorfstraße rast ein scheugewordenes Pferd, mit den tollsten Sprüngen einen kleinen Charabanc hinter sich herschlendernd, — kaum fünfzig Schritte von dem kleinen Hans entfernt, der flehend seine Händchen austreckt. Das Kind ist verloren! Die Bürgermeisterin schließt die Augen, — ehe sie nur an der Zimmerthür sein kann, ist Pferd und Wagen über ihren Liebling hinweggegangen. Aber schon ist mit einem kurzen scharfen Schrei Göde Brakunir bei dem Kinde. Mit einem gewaltigen Stoße fliegt

der Kleine in den gegenüber liegenden Straßengraben, dann fühlt sie selber einen plötzlichen furchtbaren Schlag, und dann ist's Nacht um sie.

Das ganze, vor einer Minute noch so glückliche und ruhige Haus ist von Geschrei und Wehklagen erfüllt. Auf dem Sophie liegt Göde, bleich mit geschlossenen Augen. Ein Blutstrom dringt aus ihrem Munde und färbt das Kleid und die Schürze. Die Bürgermeisterin kniet neben ihr und versucht sie zum Bewußtsein zu bringen, aber vergeblich. Dora hat Hans geholt, — ob ihm etwas geschehen, ist noch ungewiß. Dann tritt der Doctor ein, und nach einem Blick auf den schreienden Jungen wendet er sich Göde zu. Eine kurze Untersuchung, dann ein Achselzucken. „Sie wird kaum davongekommen, einstweilen läßt sich da wenig thun. Es ist nichts gebrochen, aber das Pferd muß sie am Hinterkopf getroffen haben.“ sagt er. Nun kommt Hans an die Reihe. Außer einer kleinen Schramme ist er heil und gesund. „Wahrhaftig eine Heldenhat von dem armen Ding,“ meint der Doctor theilnahmsvoll; „von zwanzig Erwachsenen hätte das noch nicht Einer fertig gebracht!“ Dann entsteht ein emsiges Bemühen um Göde, und alle Mittel werden angewendet, um sie zum Bewußtsein zu bringen. Ohne Erfolg!

Aus einer tiefen, todtenähnlichen Betäubung erwacht Göde Brakunir erst, als die Abendsonne schon goldene durch die Fenster des Zimmers scheint, in welches man sie gebettet hat. An ihrem Lager sitzt die Bürgermeisterin mit vom Weinen verschwollenen Augen, und am Fußende steht Dora, groß und erstaunt auf das Gesicht Göde's blickend, welches sonst so braun und so lustig ist und jetzt schon den starren Stempel des Todes trägt. Da ist auch der Herr Pastor, mit einem Antlitz, in dem sich Trauer, Rührung und Freude wunderlich mischen, und Dora's Vater, der mit Mühe seine schmerzhafte Erregung beherrscht. Göde weiß nicht, warum sie Alle so theilnahmvoll anschauen. Ihr ist sehr wohl; sie fühlt keine Schmerzen, sie ist nur ein wenig müde. Als sie den Arm aufheben will, gelingt ihr's nicht, und den Kopf kann sie kaum zur Seite wenden, aber sie achtet nicht darauf, denn plötzlich kommt ihr die Erinnerung an das Geschehene zurück, und damit der ängstliche Gedanke, ob auch der Kleine unverletzt geblieben ist.

„Der Junge?“ fragt sie und ist erstaunt, daß ihre Stimme, so sehr sie sich anstrengt, nur ein heiseres Flüstern ist. Die Augen der Bürgermeisterin füllen sich wieder mit Thränen; sie vermag kaum zu antworten auf diese Frage, die ihr von Neuem zeigt, wie wenig das arme, verwahrloste Wesen vor ihr an sich selber denkt. Aber die unruhigen, geängstigten Augen Göde's mahnen sie, und sie holt schnell den Kleinen herbei, der jauchzend und zappelnd die Kerichen nach Göde ausstreckt.

Als Göde beruhigt ist, läßt sie langsam den Blick im Zimmer umher wandern. Wie ihr dieser ganze Tag als ein wundervoller Traum erscheint, so auch das Ende desselben. Sie kann es kaum fassen, daß sie, Göde Brakunir, hier auf einem weichen, weißen Bett liegt, mit Dora's Nachtleidern angethan, und von theilnehmenden Gesichtern umgeben. Und plötzlich kommt ihr der Gedanke, daß sie vielleicht sterben muß! — Sterben? — Das Wort, der Gedanke haben für sie nichts Schreckliches. Was hat doch der Herr Pastor am Schlusse seiner Predigt gesagt? — „Die höchste Gnade von Gott würde es sein, wenn er eines von Euch am Tage seiner ersten Communion zu sich in den Himmel rieße?“ — Vielleicht ist ihr diese Gnade Gottes beschieden? — Was erwartet sie denn auch zu Hause! — Schläge und rohe Worte vom Dehn, Hunger, Elend, Sünde! Sie schaudert, wenn sie daran zurückdenkt. Nein, tausend Mal lieber sterben, nachdem sie ihren Wohlthätern gedankt hat! — Eine Minute lang kommt ihr ein Gedanke, der ihr das Scheiden schwer macht. Das neue schwarze Kleid und die blaue Schürze, — es ist schade, sehr schade, daß sie darin nun keinen Sonntag mehr prangen kann! Aber ist es nicht eine schwere Sünde, immerfort an das Kleid zu denken, am Tage der ersten Communion, und am Tage des Sterbens? — Ob sie wirklich sterben darf? — Sie fühlt, daß der Herr Pastor ihr am ehesten wahrheitsgetreu antworten wird, und ein Blick ihrer Augen ruft ihn zu sich heran. Er muß sich nahe zu ihr herabbeugen, als sie mit erwartungsvollem Blicke flüstert: „Die höchste Gnade?“ — Er versteht sie indessen nicht, bis sie hinzufügt: „Heute sterben? Bin ich denn würdig?“ — Dem alten Manne steht eine schwere Thräne im Auge, da er ihr antwortet: „Braves Kind, Du denkst an das, was ich Euch am Schlusse der Predigt sagte! Würde es Dich nicht schmerzen, wenn Gott Dich heute zu sich nehmen wollte?“ — „Nein!“ — „Du würdest es also als eine Gnade Gottes betrachten, wenn er Dich zu sich rieße?“

„Ja, — ja!“ — Ein Wink ihres Auges fordert den erschütterten Priester auf, sich näher zu ihr herab zu beugen. — „Ich bin eine so große Sünderin,“ flüstert



Fräulein Else und das Lieutenant's-Quartett.

sie. — „Was bedrückt Dich denn noch, Göde?“ — „Hab' heute so viel an das neue Kleid und die Schürze gedacht! . . .“ „Gott wird Dir die Sünde nicht anrechnen, mein Kind,“ sagt milde der Herr Pastor, und schlägt das Zeichen des Kreuzes über sie, „bitte Du für uns Sünder, wenn Du in sein Reich kommst. . . .“

Einen Augenblick liegt sie ganz still. Dann schießt noch ein anderer Gedanke durch ihren Sinn. „Meine Bilder! . . . Alle, — Dora soll sie haben! . . .“

In diesem Augenblick tritt der Arzt ein. Eine kurze Untersuchung folgt.

„Es geht zu Ende,“ sagt er. Er glaubt, das Mädchen, das mit geschlossenen Augen daliegt, höre ihn nicht mehr und erschrickt, als sie plötzlich flüstert: „Höchste Gnade Gottes! . . .“ Und dann, mit den Worten, mit dem der bettelnde Huumes für die empfangene Gabe dankt: „Merrissi auch dausendmal!“

hat Göde Bratimir ihre irdischen An-gelegenheiten geordnet. Diese Stille herrscht um sie. Ihr



Der Eislöwe.

Kopf liegt noch immer auf dem Arme der Bürgermeisterin, und zuweilen fällt ein schwerer Tropfen auf ihre Stirn; sie fühlt, daß es eine Thräne ist, um sie geweint. Sie ist sehr glücklich, sie atmet immer freier, immer leichter, — und dann tönt die bewegte Stimme des Pfarrers durch das halbdunkle Zimmer: „Sie ist in Wahrheit selig entschlafen.“

Auf dem stillen Dorffriedhofe, neben einer langen Reihe von Gräbern, in welchen die Vorfahren der Bürgermeister-Familie den Schlaf des Friedens schlummern, liegt ein kleiner Hügel, mit einem einfachen weißen Sandsteinkreuze und der Inschrift: „Gudula Bratimir. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“. Mehr braucht es nicht. Ein Fremder kommt selten zu dem stillen Orte, und die Dörfler, die am Sonntag Nachmittag ihre Toten besuchen, wissen ohne viel Worte, wen der Hügel birgt. Auf seinem Grabe gedeihen und wuchern Ephen, Immergrün und Bergjasmijn nicht so üppig als auf diesem; die ungläubigen Menschen behaupten, weil die Kinder des Bürgermeisters mit nimmermüder Sorgfalt Erde aus dem Walde herbeischleppen, und tagtäglich das Plätzchen besuchen und pflegen. Nur Bürgermeisters Hans weiß es besser; die Göde hat extra den lieben Gott gebeten, Alles so schön wachsen zu lassen, „weil sie uns doch jetzt keine Blumen mehr bringen kann. Und das thut der liebe Gott auch, weil er die Göde ganz besonders lieb hat.“

Nachdruck verboten.

## Der Eislöwe.

Figuren aus dem Großstadt-Leben.

Von F. von Bobeltik.

Mit sechs Zeichnungen von Fr. Stahl.

**S**ie ist lächerlich, es zu sagen, aber ich habe sie einmal wirklich geliebt! Und bei diesen Worten ließ der Eislöwe sein Monocle fallen und machte ein höchst elegisches Gesicht, sodass man ihm seine Vertheuerung auf diesen physiognomischen Nachtrag hin vielleicht hätte glauben können, wenn Graf Schoddyn's Renommé als der liebenswürdigste Lügner des Jahrhunderts nicht weit über die Haussposten sämtlicher Legationen Europa's hinaus verbreitet gewesen wäre.

In den Monaten December bis März wurde Schoddyn immer nur der Eislöwe genannt, — notabene, erst seit drei Jahren, denn erst in diesen letzten drei Jahren hatte sich seine Vorliebe für den Eisport so rapide entwickelt, dass er beispielweise im Holländern, im Rückwärtsschliff und im Kurvenziehen als ein Urmensch an halsbrecherischer Geschicklichkeit gelten konnte. Schoddyn war, so lange man ihn kannte, Sekretär bei der — schen Botschaft. Ehrgeiz ließ er nicht zu bestehen, sonst hätte er längst Legationsstaat sein müssen, und auch seine vorgesetzte Behörde hielt von seiner diplomatischen Tüchtigkeit sicher nicht viel, denn man hatte noch nie gehört, dass er zu einer Beförderung eingeegeben worden wäre. Dagegen war er für Repräsentationszwecke unbezahlbar. Er war nämlich ein ausnehmend schöner Mann, — ein wirklich schöner Mann mit einem charakteristisch geschnittenen Aristokratenkopfe und einer prachtvollen Figur, daß sein Pariser Schneider (ein sehr berühmter Schneider) einmal gefaßt hatte, man brauche nur dem Apoll von Belvedere gehörig Maß zu nehmen, um für den Grafen Schoddyn einen fehlerlos sitzenden Gesellschaftsanzug zu „componieren“. Nebenbei bezahlt er eine frappirende Sprachkenntniß, d. h. eine erstaunliche Gewandtheit, sich in allen möglichen Idiomen nach kurzem Studium so fade wie möglich auszudrücken. Ich sage fade, aber Graf Schoddyn wird mir dieses böse Klingende Eigenschaftswort verzeihen, es ist nicht so böse gemeint. Da man den schönen Mann nämlich in hervorragender Weise bei dem Empfang exotischer Herrscher beschäftigte, so war seinen Vorgesetzten die merkwürdige Oberflächlichkeit in der Conversation, über die er versprach, von grossem Werthe, und in dieser Beziehung hielten seine Behörden doch etwas von ihm, sogar sehr viel. Schoddyn stammte aus einem alten böhmischen Geschlecht und hatte das Glück, seinem schön klingenden Namen noch verschiedene andere Namen, Rangtitel und Patrizierstifelchen anhängen zu dürfen; voll ausgesprochen hieß er Bogislav Schoddyn, Graf von Sellerle, Freiherr von Ochthys und Rhenen, Edler zu Sabler-Sawe. Das waren Alles alte Familiennamen seines Geschlechtes, und man kann sich denken, wie gewaltig den exotischen Herrsichern diese Fülle von Klingklang imporierte. Ich will hier auch nicht verschweigen, daß sein erster Vorgesetzter, der Botschafter, bei einer Hoffest auf die Frage seines Landesherrn: „Ist der Schoddyn denn noch immer Sekretär bei Euch?“ unterthänigst erwiderte: „Majestät verzeihen, ich möchte ihn halt nicht gern laufen lassen, — er heißt ja schön!“ — eine Antwort, die viel belacht und viel colportiert wurde, und die auch dem ewigen Legationssekretär zu Ohren kam, ohne daß er sie übernahm.

Er war überhaupt nicht empfindlich, — aber das war noch nicht seine beste Seite. Schoddyn besaß manngleich „beste Seiten“. Er war ein gut-

müthiger Kerl und trotz seiner bodeulosen Eitelkeit, trotz seiner gern zur Schau getragenen äußeren Oberflächlichkeit, die er für allein vornehm hält, und trotz seiner Faulheit im Dienstleben nicht ohne Geist und Wit. Leider war er wenig bemittelt, und diese Armut nagte an ihm wie ein beständiger Gewissensbiss. Seit zehn Jahren befand er sich auf der Jagd nach einer reichen Frau, aber er hatte immer Pech, wenn er auf die Kreite ging. So auch das letzte Mal, als er um eines mächtigen Geldsackes willen, aus dem noch dazu ein allerliebstes brünettes Gesichtchen mit einem Paar sehr feder, dunstler Augen hervorlugte, zum Eislöwen wurde . . .

„Also, Sie haben auch einmal wirklich geliebt?“ fragte ich auf die Abstrohfe Schoddyn's zurück.

Er legte die in rothfarbenes Leder gekleidete Rechte wie zum Schwur auf seine Herzseite.

„Wirklich,“ entgegnete er, „und gerade die!“

Wir standen am Ufer der Rousseau-Insel im Berliner Thiergarten, und die

Sonne war im Scheiden. Ein herrlicher Wintertag ging zur Rüste. Die Purpurbloden des Abendrotts hingen am Kieff des Strandverlaufs und durch das Geäst der Bäume, auf dem sich schillernde Eisstücke festgesetzt hatten, glühte der Himmel in hundert bunten Reflexen. Mit Beginn der Dämmerung sollte die Illumination beginnen; zahlreiche farbige Ballons hingen bereits zwischen dem Gezweige, und hier und dort spannten sich große Bogen mit elektrischen Luppen über der Eisbahn aus. Die Gesellschaft, die sich auf blanken Stahlbahnen über den beständig leise fliegenden und spiegelglatten Fläche bewegte, war das, was man im besseren Sinne als „gemischt“ bezeichnen kann, d. h. die elegante junge Welt beiderlei Geschlechts, in Civil, in Uniform und in zeitigen Pelzjäcken überzeug.

„Gerade die,“ hatte Schoddyn gesagt, und mein Auge folgte unwillkürlich seinem weit ausspannenden Blicke. Da sah ich mitten auf der Bahn, ganz vereinzelt, ein junges Mädchen stehen. Eine sehr hübsche Erscheinung, zweifellos, aber mit einem scharfen Stich in's Kede. Woran das lag? — ja, du lieber Himmel, das ist schwer zu beschreiben, — es läuft sich so etwas, das lediglich im Gefühl liegt, auch nicht recht in Worte kleiden. Die kleine Person war mit äußerstem Chic gekleidet. Die dunkelblaue Razabaita umschloß zart mädchenhafte Formen und unter dem Kleidsaum schauten allerliebst Stiezelchen hervor, an denen man genau sechs Knöpfe abzählen konnte. Sie war in Schlittschuhen, wie die meisten Anderen, aber sie schien zu pausieren; die frische Luft und der Eislauf hatten dunkelrothe Tinten auf ihr niedliches Gesicht gemalt, und die Augen blitzen schelmisch und lebhaft unter der Kappe hervor . . .

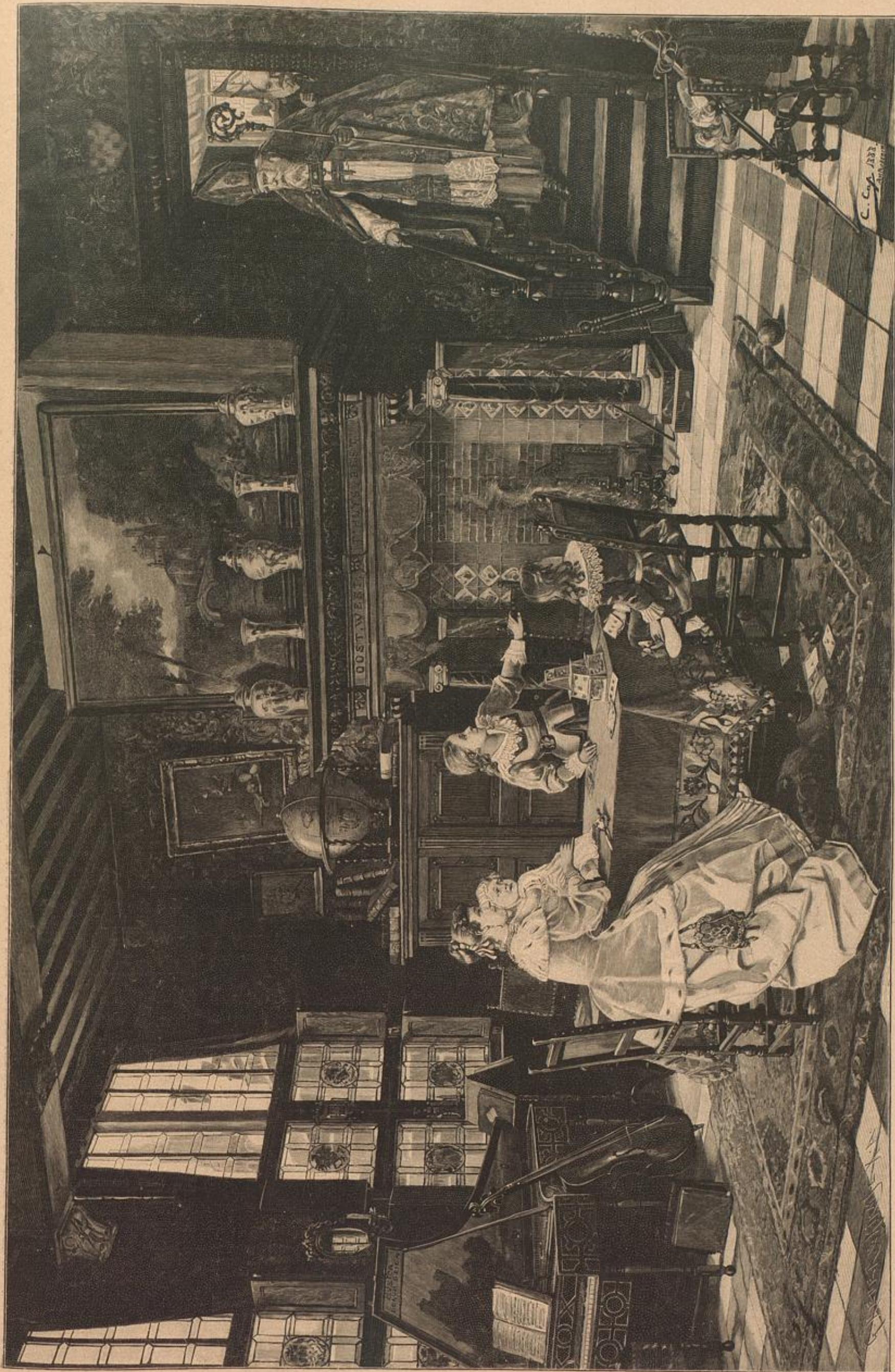
„Also die,“ wiederholte ich, und nun fiel mir plötzlich ein, was man sich über den letzten Kreitengang des Eislöwen zu erzählen wußte, und zögernd fuhr ich fort: „Ah, — das wäre demgemäß Fräulein —“

„Fräulein Else Mahnert, — ganz richtig,“ fiel Schoddyn lebhaft ein. „Mein lieber Freund, es war ein gräßliches Pech!“

In diesem Augenblicke segelte eine ganze Flotte junger Offiziere heran: ein Garde-Kürassier, ein Husar, ein Ulan und ein Infanterist, — eine Mauer glänzender Uniformen. Die Herren hatten sich untergefaßt und stogen wie der Wind über die Eisfläche. Das vereinsamte Fräulein stutzte einen Augenblick, dann zuckte ein unbeschreibliches Lächeln über ihr Gesicht, und im Nu jagte sie auf beichwingten Sohlen von dannen, wie eine kleine Sturmwindwalze, die vor dem See-Adler Unterchluf sucht. In weitem Bogen sahen wir sie über den Kristallplan jagen, — dem Ufer zu, wo zwischen Offiziersburschen und Dienern in Livree, zwischen allerhand Verkäufern und Veräuferinnen von ungenießbarem Grog und sogenannten Eg-



Die Schwiegermama im Sledelittchen.



Sanct. Nicolaus-fest. Bon G. Cap. — Seite 189.

Nachdruck verboten.

## Vom Weihnachtsbaum.

Ein Mahnwort von Ernst Koppel.



er Tannenbaum, das Symbol der deutschen Weihnachtsfeier, ist zugleich ein Beweis des Zusammenhangs des germanischen Volksgeistes mit der Natur. Es ist ein Brauch, so herzgewinnend, so gemüthvoll, daß sich auch fremde Nationen seinem Zauber nicht entziehen können. Wo aber Deutsche weilen, erachten sie es als eine Kunst des Schicksals, einen Weihnachtsbaum erlangen zu können, und wo die Natur dies versagt, wie namentlich in südlichen Ländern, bedient man sich des Vorbeers oder anderer Baumarten, um das dem Auge und dem Gemüth wohlthuende lebendige Grün auf dem festlichen nicht zu vermissen.

Freilich kennt der Großstädter oder der Bewohner der Stadt überhaupt die wahre Poetie des Weihnachtsbaumes kaum. Nur wer selbst hinausgeht kann, sich den Baum zu holen oder ihn wenigstens persönlich unter der Menge der Waldbäume auszuwählen, wird den Zauber, der von diesem lebendigen Symbol inmitten einer erstarnten Natur ausgeht, ganz empfinden. In der Großstadt wird dem Menschen Alles sein läuberlich hergerichtet dargeboten. Der Naturzustand ist dort in der weitesten Bedeutung des Wortes etwas Unbelastetes, und so geht es auch mit dem Tannenbaum um Weihnachten. Von jenen Zweigen sind diejenigen, die nicht recht gerade gewachsen, dem unbarmherzigen Messer gewichen, denn so ein echt großstädtischer Weihnachtsbaum darf dem Menschen au vollendetem, wenn auch künstlichem Anstande nicht nachstehen. Die ganze Weihnachtsfeier nimmt nachgerade in ihren äußeren Formen etwas Künstliches an, wie unser Leben. Man beginnt Bieles zu übertrieben; die Spielsachen für die Kinder machen dem mechanischen Gehirn des Jahrhunderts in ihrer beispiellosen Bervollkommenung so gut Ehre, als die für die großen Kinder bestimmten Gaben, und für manche mit Glücksäubern Gelegnete ist die Weihnachtsfeier statt einer inneren Freiheit ein zerstreuernd und lärmender Sport geworden. Die Gefahr, die in derlei kostspieligen Überreibungen für das Kindergemüth liegt, wird bei Weitem nicht genug beachtet, denn unsere Zeit ist so gedankenreich, daß sie in mancher Hinsicht anfängt, gedankenlos zu werden.

Der Gipfel der Künstlichkeit und Unnatürliche ist in dem sogenannten patentirten Tannenbaum erreicht. Man hat es fertig gebracht, einen künstlichen Weihnachtsbaum zu erzeugen, der sich zu dem wirklichen gerade so verhält, wie etwa eine Blume aus Porzellan zu ihrem natürlichen Vorbilde. Die einzelnen Theile dieses mechanischen Wunders sind numerirt, damit man sie ohne Mühe zusammen zu stellen im Stande ist, denn es ist selbstverständlich, daß dieser künstliche Tannenbaum in seine Theile zerlegt werden kann, wie eine mathematische Größe.

Der Stamm ist dem natürlichen möglichst getren nachgebildet; daß er glänzender und feiner ist als jener, braucht kaum erwähnt zu werden, um so mehr, als er einen Radüberzug trägt, der seine Dauerhaftigkeit garantirt. Nadeln hat dieser aristokratische Festschmuck nicht; sein Grün ist aus seiner Chemie hergestellt, und die Zweige stehen geordnet um den Stamm und lassen sich keine Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen, wie die plebejische Natur das so oft, ja in der Mehrzahl der Fälle zu thun beliebt. Freilich, den Duft des Waldes trägt dieses Erzeugniß der Industrie nicht in das seelische Gemach, dafür glänzt die seidenartige Chenille im gefärbtesten Grün, gegen welches die Farbe der jahngestalten Waldkinder unter den Tannenbäumen fast matt erscheint. Daß dieser merkwürdige Baum keine natürlichen Früchte trägt, ist ebenfalls selbstverständlich; die Apfels und Rüsse, die auf seinen Zweigen wachsen, sind ebenfalls ein Erzeugniß der triumphirenden Industrie, die der plumpen Natur stets erfolgreiche Konkurrenz macht. Diese Früchte sind aus Metall und dauerhaft wie der sogenannte Baum selbst. Man kann Alles, bei gehöriger Sorgfalt, durch Generationen hindurch aufzuhören, und so stellt sich die Berechnung am Ende billiger, als bei den bisher ausschließlich beliebten Tannenbäumen, was bei unserer, aus dem Rechnen kaum herauskommenden Zeit wohl in Erwägung zu ziehen ist.

Aber diese Art der Weihnachtsfeier ist trotz allem eine gefährliche. Das Kind steht der Natur ungleich näher, als der Erwachsene, es kann sich mit allem Künstlichen nur schwer befrieden, schon weil es dasselbe nicht versteht, und Apfels und Rüsse, die es nicht verzehren oder tragen kann, einen Baum, den es in seine Theile zerlegen und im nächsten Jahre wieder zusammenziehen sieht, wird es schwerlich begreifen. Auch den Reiz des Geheimnisses, jene füßen Schauer des Neuen, Unbekannten raubt man dem Kinde durch diesen patentirten Eindringling, der von jenseits des Oceans, aus Amerika, zu uns gebracht ist und, wie leider alles Fremde in Deutschland, bestaunt und bewundert wird. Wie Stamm und Grün dieses Eindringlings anders sind, als bei dem echten Weihnachts-Symbol, so auch der Unterlage, auf dem er sich erhebt. Ein gewöhnliches Brett thut es hier nicht, sondern ein stilvoller Bau aus Gusseisen hält ihn im Gleichgewicht. Zugleich trägt er für den, der etwa noch daran zweifeln sollte, den deutlichen Beweis seines patentirten Daseins in einer an diesem Unterlage befindlichen Zuschrift. Aber damit ist dem Raffinement dieser Ausgeburt eines überhöhten Industrie-Geistes noch nicht genug gethan. An diesem Fußgestelle ist eine Art Hebel angebracht, den man nur zu berühren braucht, um das ganze Wunderwerk in drehende Bewegung zu setzen. Gleichzeitig erklingt eine Tanzweise, die eine im Innern des Unterlates befindliche Musikdoce mit allen erforderlichen Stiften und Walzen hervorbringt. Was die Tanzmusik dem Menschen am Weihnachtstag zu sagen hat, ist nicht erfundlich; das ganze Feit wird dadurch in den Zustand der Trivialität hineingedrängt, von welcher es doch so weit entfernt ist! Die Töne, die dem fühlenden Menschen bei der Weihnachtsfeier erklingen, sind anderer, eigentlich durchaus mystischer Art. Keine Musik kann ihm da genügen, wenn ernste und würdige Weisen diese Schwingungen des Gemüthes auch feierlich zu begleiten vermögen. Eine Tanzmusik aber ist

waren eine Anzahl älterer Damen sich die Räte durch erhöhte eifrigste Unterhaltung zu vertreiben suchte: die Armee der Mütter.

"Sehen Sie, mein bester Herr Hauptmann," fuhr Schoddy fort und zupfte mich an der Manteltasche, "genau auf demselben Flecke hab' ich Sie vor drei Jahren kennen gelernt. Sie erschien zuerst an der Seite ihres Bruders, eines jungen Bankiers von recht gewundem Wesen, und da ich beim ersten Anblit Eses sofort Feuer fing, so leitete ich meine Bekanntschaft damit ein, daß ich ihrem Bruder verehentlich auf den Fuß trat und die höfliche Bitte um Entschuldigung dazu benutzte, mich in aller Form vorzustellen. Die Aufklärung war gefunden, — das Weitere machte sich von selbst".

"Natürlich," schaltete ich ein, aber ich war doch gespannt auf das „weitere Ergebnis“.

"Ich kann Ihnen nur sagen, lieber Kapitän, daß ich bis in die tiefste Seele hinein in die Kleine verschossen war, — ah, sie hat so wunderschöne Augen!" — und der Eislöwe hob ganz verzückt seinen Stock mit dem Dingsknopf (das Geschenk eines egoistischen Herrschers) in die Höhe, als ob er die langsam am dämmernden Himmel hervorlugenden Sternlein zu Zeugen herbeizuführen wollte. „Sie ist ein reizendes Mädchen, — die Grazie selbst, bei einer gewissen herausfordernden Rechtheit, aber bei aller Rechtheit immer maggoll, — sowohl, immer maggoll, wenn sich auch — nun ja, wenn sich auch dann und wann einmal ihre Erziehung nicht ganz verlängerte! Sie müssen nämlich wissen, Capitano, daß sie die Tochter, — die Sache ist vorbei und verblüte, was soll ich mich also schenken, es anzusprechen, — die Tochter eines Bauern-Millionärs ist. Eines richtigen Bauern aus der Umgebung Berlins, der durch Terrain-Speculationen Gold auf Gold gehäuft hat und ein schwer reicher Mann geworden ist. Ich erfuhr das sehr bald, aber dieser immense Reichthum hinderte mich nicht, der kleinen Ese auch weiterhin gehörig die Cour zu schneiden. Ich hatte sie wirklich lieb, wie ich mir schon einmal zu bemerken gestattete. Selbstverständlich zog ich unter der Hand nähere Erkundigungen über ihre Familie ein. Sie lauteten brillant. Die Mutter bewohnt eine Villa im Thiergarten, der Vater ist tot, der Sohn Banquier. Auf Aller: radelloß, bis auf das Bauernblut der alten Herrschaften, das mich, da ich zeitweilig vorurtheilst frei bin, nicht schreckt. — Tochter und Sohn in den besten Instituten erzogen. Mehr konnte ich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht verlangen!"

"Das ist richtig," wagte ich einzusleichen, worauf Schoddy mich mit erfreutem Kopfnicken ansah und dann also in seinem kleinen Romane fortführte:

"Ese liebte den Eisport über Alles, ich habe ihm immer gehaßt. Es ist mir stets ein affreutes Gefühl gewesen, mich mit meinen beiden Beinen dieser ewig knisternden, unheimlich glatten Eisdecke anzuvertrauen, — aber ich wußte meine Abneigung zu besiegen und wurde aus Liebe zu Eischen binnen Kurzem ein entzückter Eis-Sportmann. Aus Liebe zu Eischen lernte ich Schlittschuhlaufen, — nicht nur das ganz gewöhnliche, sondern das Schlittschuhlaufen mit allen Künsten, vor- und rückwärts, in Kurven, Schleifen und Initialen und weiß der Geier was noch! Damals tauchte zuerst in meinem Freundeskreise mein Evi, oder Ehren-Name, — wie Sie es bezeichnen wollen, — der Eislöwe auf. Man möchte etwas bemerkt haben und so Mancher quidte mich bereits von der Seite an, — man witterte eine erschreckliche Mesalliance. Ich war mir über die Folgen dieser Mesalliance indessen vollkommen klar. Es stand fest, daß ich unmittelbar nach meiner Verlobung den Herrndienst quittieren wollte und dann, — ja, was soll ich Ihnen unmöglich all' meine Pläne ausmalen, — es kam leider gar nicht einmal zu einer Verlobung. Nein, — es kam überhaupt nicht dazu!"

Der Graf seufzte wieder und klopfte mit seinem zierlichen Stöckl einige Takte auf dem gefrorenen Erdreich, rieb sich dann mit dem Taschentuch das Monocle blank und blinzelte durch dasselbe in die aufflammenden Lampions und Glühlampen hinein, die im blitzenden Eis des See's einen hell leuchtenden Widerschein fanden.

"Es war ein gräßliches Pech," wiederholte er noch einmal, "ein unverdientes! Ich habe mir aufrichtige Mühe gegeben, Ihre Liebe zu erringen, und es schien auch wirklich, als ob in Ihrem sehr fühlenden Herzen ein Funke der Gegenliebe aufglimmen wollte. Aber es schien doch nur so! ... Ganz gleich, — ich war zu jener Zeit glücklicher denn je, und nur einmal erhielt dieses Glücksgesühl einen argen Stoß: das war, als ich Mutter Mahnert, mein zukünftiges Schwiegermädchen, kennen zu lernen die Ehre genoß. Ese brachte sie eines Tages mit auf's Eis. Ich gestehe Ihnen unumwunden, Kapitän, daß mich meine Geistesgegenwart jährlings verließ, als ich dies Schwiegermutterchen in spe erblickte. So etwas hatte ich auch in meinen schrecklichsten Träumen niemals erwartet. Wie in es nur möglich, daß der artige Naturwüste überhaupt existiren können.. ein so reizendes Töchterchen und eine — solche Mama! Ich erspare mir jede Beschreibung, — nur zur geistigen Charakteristik der Madame Mahnert möchte ich erwähnen, daß ihre erste Anrede, die sie mir mit breitestem Lächeln gönnte, also lautete: Ich freue mir sehr, Herr Graf, Ihnen kennen zu lernen: es hat mir recht leid jedahn, daß Sie mir neulich bei Ihrer Freude nicht zu Hause jodroffen haben! — Mama Mahnert sagte eben noch mit ihrer ganzen statlichen Verhöhnlichkeit in die Bauern-Bergangenhheit hinein... Freund, die Pille war bitter, aber ich schluckte sie mutig hinunter. Ich dachte an Ese's dunkle Augen und an die halbe Million Mitgift, — bei den Mahnerts wurde immer noch nach Thale zu gerednet, — raffte meine ganze Tapferkeit zusammen und geleitete Mutter Mahnert aufs Eis. Es muß ein kostliches Bild gewesen sein, als

ich die dreihundert Pfund der würdigen Dame im Simmlschlitten vor mich herdroh'!"

Schoddy stäubte die Asche seiner Cigarre in die Luft. „Es nutzte leider Alles nichts," fuhr er nach kurzer Pause trümmenden Nachkommens fort, „das Verhängniß nahte mit Riesenschritten. Eines Tages hatte ich trog all' meiner Kunstfertigkeit das Unglück, auf dem Eis auszugeleiten und Ese, die ich an meiner Seite führte, mit mir auf das tückische See-Parkett hinabzuziehen. Die Kleine nahm die Sache durchaus nicht tragisch; sie lachte überhell auf und bemühte sich, an meinem Arme wieder emporzukommen. Da sauste plötzlich ein anderer Herr an uns heran, erschafte Ese an Handgelenk und Ellbogen und hob sie im Nu zu sich empor. Ich saß noch immer auf dem eisigen Plane, zog aber nichtsdestoweniger höflich dankend meinen Hut, was der Andere für eine Aufforderung zu halten schien, auch mir zu helfen, denn er packte nun auch mich mit seinen nervigen Händen und riß mich in die Höhe, daß jede Muskel meines, an unfreiwillige Gymnastik durchaus nicht gewohnten Körpers erzitterte. Selbstverständlich erfolgte stehendes Zuhören die Vorstellung. Mister Fred Clearcourt aus Boston — sehr angenehm! ... In Wahrheit war mir der Kerl durchaus unangenehm, jemals er uns von diesem Augenblick an nicht von der Seite ging, — absolut nicht! — Mister Clearcourt war ein sehr hübscher Mensch: groß, blond, feinig und von einer fabelhaftenörperlichen Geschicklichkeit, die ihn befähigte, die schwierigsten Evolutionen auf dem Eis spielerisch auszuführen. Das aber imponierte Ese in ihrer närrischen Vorliebe für den Eisport ganz besonders. Was soll ich Ihnen sagen, lieber Freund: dieser unheimliche Mister aus Boston traf von nun an alltäglich mit uns auf der Eisbahn zusammen, — ganz zufällig natürlich, — er vetterte sich in unverstörender Weise an Mama Mahnert heran und, — mit Schmerz und Tranen mußte ich es bemerken, — noch unverstöner an Eischen ...

Eine gewisse Genugthuung sollte mir indessen werden. Wenige Tage, nachdem mich Ese mit meiner glühenden Liebeswerbung abgewiesen hatte, bummelte ich in das Reichshallen-Theater. Zerstreung fand ich nicht viel, denn die Akrobaten, Malabaristen und Chansonnetten waren langweilig genug, dafür wurde mir aber eine Überraschung zu Theil, die mich für die ausgestandene Langeweile durchaus entschädigte. Zu Beginn des zweiten Programm-Theiles trat nämlich ein sogenannter Kunst-Slater, Mister Tom O'Ballen, genannt der Mercur der Steppe auf, — ein großer, bildhübscher Mensch in Schnürstiefeln und violetten Tricots, der auf Rollschuhen die verwegsten Kunststücke zum Besten gab. Alle Weiter, wo hatte ich dies unverschämte Gesicht schon gesehen? ... Ich brauchte nicht lange zu grübeln, — mein gutes Opernglas gab mir schnell Bescheid: der Mercur der Steppe und mein Concurrent als Eislöwe, Mister Fred Clearcourt aus Boston, waren ein und dieselbe Person! ...

Ich hatte ganz gewiß keine Ursache, Ese ein innigeres Mitleid zu schenken, aber von einem funktionsstörenden Hochstapler betrogen zu werden, war sie doch nicht wert! — So zeigte ich mich denn hin und schrieb an Frau Mahnert einen kurzen Brief, in dem ich die Dame auf meine Entdeckung aufmerksam machte. Antwort erfolgte umgehend, und zwar lautete sie ungefähr wie folgt: „Geehrter Herr Graf! Ich bin neulich selbst im Reichshallen-Theater gewesen und habe mir die Beichtung angelehnt. Der amerikanische Rollfahrer hat seinen Abschied erhalten. Meine Tochter ist eine dumme Bute. Kommen Sie doch 'mal wieder zu uns heran. Mit schönen Grüßen Ihre ganz ergebene Henriette Mahnert, geborene Lehmann! ...

So," ichtlos Graf Schoddy, „und nun ist meine Geschichte aus!"

„Sie haben die Familie Mahnert also nicht wieder besucht, — trotz der freundlichen Aufforderung?" fragte ich.

„Ich habe feierlichen Verzicht geleistet," entgegnete Schoddy; dann blickte er zum wundervoll strahlenden Monde empor und declamirte unvermittelt:

„Jeder Irthum hat drei Stufen:  
Auf der ersten wird er in's Leben gerufen,  
Auf der zweiten will man ihn nicht eingetragen,  
Auf der dritten macht nichts ihn ungeschoren —

singt schon der selige Grillparzer. Ich habe mich mit der ersten Stufe begnügt. Gute Nacht, Kapitän! ...



Heimgang vom Eisfeste.

geradezu ein Hohn auf das fröhliche und doch so ernste, schöne Fest, wenigstens wie man es in Deutschland aufzufassen gewohnt ist. Man sollte daher bestrebt sein, es auf jede Weise in seiner Reinheit zu erhalten. Wie eine Date in der Wüste, wie ein zeitliches Paradies liegt es im lampartenhaften Dasein des modernen Menschen. Warum sich dasselbe selbst zerstören, warum namentlich den kleinen die Illusionen rauben, die das Leben ihnen fröh genug, wie den glänzenden Stand von Schmetterlingsflügeln, abstreift? Ein künftlicher Weihnachtsbaum lehrt sie, den Schein für das Weinen nehmen, eine gefährliche Lehre für ein aragoes Kindergemüth.

Dass man im modernen Leben Väden der Natur anzufüllen, sie sich so viel als möglich dienstbar zu machen sucht, ist eine Nothwendigkeit in dem stets heitiger sich gestaltenden Kampfe um's Dasein. Dass man sie aber nachahmt, auch wo gar keine Nothigung dazu vorhanden, ist eine Unzute, der man nicht ernsthaft genug entgegen treten kann.

Eine echt deutsche Weihnachtsfeier aber, ohne Künstelei und ans gelungene Genüsse, ist der Höhepunkt deutschen Familienlebens, das sich der Väterlichkeit nicht ganz entschlagen darf, wenn es gedeihen soll. Gleichzeitig aber bedeutet es einem nicht unwichtigen Theil der so schwierigen Kunst der Erziehung künftiger Familienväter und -mütter, künftiger Staatsbürger und Hausfrauen, zumal in unserer Gegenwart, da der Verstand, die praktische Vernunft nur zu oft auf Kosten des Gemüthslebens angepannt und ausgebildet wird. Also auf dem deutschen Weihnachtsfeste sei der patente Weihnachtsbaum, der leider ist, eine Unmöglichkeit! Mit dergleichen Segnungen der Cultur möge man uns in Zukunft verschonen!

Nachdruck verboten.

## Schloßleben in Frankreich.

Von Eugen von Jagow.

**S**as französische Gesellschaftsleben wandelt sich wie alle Dinge hieden, aber man erkennt diese Wandlungen meist nur an Neuerlichkeiten, so beispielsweise an folgenden: zu den Seiten Louis Philippe's weiste man spätestens um vier Uhr, heute ist die Dinerstunde zur Souperstunde geworden, welche ihrerseits die Theaterstunde wieder tiefer in die Nacht hinausgerückt hat. Oder: unsere trefflichen Urgroßväter und Uragroßmutter verließen schon um die Österzeit die gute Stadt Heinrichs IV., um sich an der Frühlingsnatur zu erfreuen, während heute die eigentliche Pariser Gesellschaftsstunde nach englischem Muster erst nach dem Auferstehungsfeste beginnt, um sich bis über den damals noch ganz unbekannten Grand Prix-Tag hinauszuziehen. Eine natürlichwürdige Thatache, welche das Ballvergnügen durch eine sommerliche Rose schwächt, nötigte nun ihrerseits zur Nachahmung der englischen garden-party, welche mit den berühmten durch Watteau's Pinsel verewigten Gartenfesten der alten guten Zeit freilich schon deshalb wenig Verwandtschaft besitzt, weil sie einen vorwiegend städtischen Charakter trägt.

Man kann ferner dreist behaupten, daß die Zahl der Edelsize, welche man nach Absolvirung der städtischen Gesellschaftspflichten und einem Aufenthalt in den Modebädern mit Vorliebe nach Eröffnung der Jagd aufsucht, sich bedeutend verringert haben und daß man die Urenkel des reichbegüterten Grafen und Marquis nicht selten in dem bezeichnenden Bureau eines Ministeriums oder Bankhauses wiederfindet. Innenhin ist das französische Schloßleben, die Vie-clats-laine, noch keine Legende. Die dort gewährte Gastfreundschaft ist zwar keine so großartige, wie in dem in dieser Beziehung mustergültigen England, aber sie begnügt doch nach der Winteraison noch so manchen minderbegüterten Standesgenossen durch die Aussöderung zu einem mehrwohnlichen Aufenthalt oder befindet sich, in ähnlicher Weise wie in Deutschland, auch durch einen regen Verkehr mit den ländlichen Nachbarn.

Die Wirthen widmen sich ihren Gästen, im Gegenzug zur englischen Sitte, fast den ganzen Tag, wie sich denn auch die Gesellschaft selten trennt, es sei denn, daß die Jüngeren einen Spazierritt unternehmen, während die Älteren und der Reitkunst Aufzündigen sich mit dem minder reizvollen Ausfluge zu Wagen begnügen müssen. Der flirt, wie unsere Anglomanen sagen, trotzdem er sich von dem englischen wesentlich unterscheidet, spielt auf den Edelspielen fast eine ebenjagende Rolle, wie in dem Pariser Ballaal. Dort wird so manche Eheschließung vorbereitet, so manche Ehe untergraben, und Paul Bourget mag nicht ganz unrecht haben, wenn er behauptet, der ländliche Don Juan von Welt sei der gefährlichste. Die geistvolle Camierie, der pointierte Dialog ist für die französische Gesellschaft fast eine Lebensbedingung und erleichtert jenes leichtgeschlüpfe, halb gewissenlose, halb pifante Spielen mit dem Lebensglück des Nachsten und den bedeutsamsten Lebensfragen, das, beiläufig bemerkt, die Freude am sogenannten Liebhabertheater in den Schlossern und Pariser Salons ungemein verständlich macht.

Auch die Schloßtafel hat sich im Vergleich zu der in der vorrevolutionären Zeit beliebten wesentlich verändert, da auch sie den Einflüssen eines raffinierteren und internationalen Gaus sich nicht zu entziehen vermochte. Man legt heute auf ihre Ausstattung und die Zahl der Speisen fast mehr Wert, als auf die Qualität der letzteren, und wenn der berühmte Philosoph des Gaumens, Brillat-Savarin, wieder auferstanden, so würde er kein Loblied mehr auf die französische Küche, die Schloßküche nicht ausgeklossen, zu singen, sondern eine Leichtenrede zu halten haben. Aus eben diesem Grunde will ich auch kein Wort über die Küche selbst verlieren, welche, wie gesagt, ihre französische Eigenart eingebüßt hat und keine Köche mehr erzeugt, die, wie Batel, über ein einziges neues Gericht mehr nachdachten, als mancher Mathematiker über die Quadratur des Kreises, — sondern nur von der lichten Pracht der Tafel und den Toiletten reden. Zumal die letzteren und zumal die Herrentrocken haben in wenigen Jahren eine völlige Umgestaltung erfahren, der farbige Frack, Anzügliches und seidene Strümpfe den bisherigen Gesellschaftsanzug vielfach verdrängt. Letzteres gilt vor Allem für das high-life, da die mittleren Klassen aus finanziellen Gründen die Mode nicht mitmachen.

Man kann sich nichts Anmutigeres vorstellen, als die Aufführung der alten, zu neuem Gesellschaftsleben erstandenen Tänze, der Gavotte, des Passe-Pied de la Reine und andere mehr, in den genannten bunten Trachten, die freilich einen lädeligen Körperbau und geschmeidige Eleganz zur Voraussetzung haben. Die Einfödigkeit des schwarzen Fracks würde die anpruchsvolle Gravität oder burleske Komik dieser von unseren Altvordern gepflegten, hier und da noch in der Bretagne mit der National-

tracht volkstümlich gebliebenen Tanzformen ihrer Eigenart verbergen und fast so absurd machen, wie es bei der Parade eine Schwadron Usanen im Frack mit der Lanze am Arme wäre. Vielleicht ist dies, beiläufig bemerkt, auch der Grund, daß Gavotte und Sarabande wegen des kostspieligen Kostums, das sie erfordern, sich niemals wieder in die Balljale der gesammelten französischen Gesellschaft eingebürgern werden.

Der farbige Frack ist also bei den oberen Zehntausend des Geldbeutels, bei der Finanzaristokratie und bei der nicht verarmten Geburtsaristokratie, für die Abendgesellschaften fast der rigueur, ebenso für die „dîners châtelains“, während bei den Pariser Diners noch der schwarze Frack die leitende Rolle hat.

Auf dem Lande und in den Bädern ist der runde Hut, der sogenannte chapeau melon, der beliebteste und verläßt den Kopf seines Herrn oft nicht einmal bei den Bäumen. Man darf ihn auch bis zur Dinerstunde selbst in der Stadt tragen, wohlverstanden aber erst vom Grand Prix ab, weil man dann sinnbildlich andeutet, daß man nur vorübergehend den Landaufenthalt verlassen hat. Vor dem genannten Datum ist der runde Hut nur bis zum Frühstück gestattet, aber bis zu dieser Stunde in der That auch obligat, und zwar ohne Handschuhe, da man beobachtet hat, daß man her gemeinsame Mann auch Morgens hohe Hüte trägt und fast immer behandschuht ausgeht, und man sich in seiner kindlichen Eitelkeit von ihm um jeden Preis unterscheiden möchte. Wird dich der Herrn Handschuh, zum großen Leidwesen der Händler, selbst Abends beispielsweise im Theater trotz des Gesellschaftskostums nur noch wenig getragen.

Doch kehren wir nach diesen Abweichungen auf die Schlosser Frankreich mit ihren Diners zurück, wo die lichten Damen-Toiletten aus Foulard, Gaze, Soie changeante &c. an der Tagesordnung sind, es sei denn, daß es sich um ein großes Diner handelt, zu dem die Damen ihre Ball-Toiletten aus Taille, Satin und Mousseline de l'Inde anlegen. Alle Gäste schmücken sich zur Wahlzeit mit natürlichen Blumen, welche ihnen von den Gärtnerstochter oder einer eigens dazu angestellten fleuriste in der Nachmittagsstunde in Gestalt von kleinen Straußchen, Halb-Guirlanden und Diademen auf das Zimmer getragen werden sind, nachdem sich die Jüngerin Floras natürlich zuvor bei der Kammerfrau sorgsam nach der für den Abend bestimmten Toilette der Herrin erkundigt hat.

Der Tafelschmuck für das diner châtelain ist, trotzdem er einen ländlichen Charakter besitzt, nicht ohne Eleganterie; Teller und Schüsseln aus Fayence von Quimper mit den auf einem wie Elsenbaum schimmernden Grunde gemalten Blumen der Saison. Die Gläser aus vieux venise mit rubinenfarbenem oder goldenem Rand, die Weine aus frugartigen Fläschchen hervorschimmernd, und die Farben der griechischen Münster nachgebildeten gläsernen Wasserfläschchen, der sogenannten broes, derjenigen der Tischgläser entsprechend. Die Hängelampe und selbst die Büstres gehören schon längst, wie der Franzose sich ausdrückt, zu den vieilles lunes, wenigstens für die Tafel. Man erkennt sie durch Candelaber, Kristallleuchter und selbst durch sogenannte chandeliers aus alter Fayence, welche in der Form dem deutschen Nachtleuchter entsprechen. Der Gärtner schmückt die mit farbigem Tischzeug, russischen oder bretonischen Servietten gedeckte Tafel überreich. Je nach der Jahreszeit wird diese Tafel aus Garten- oder Feldblumen, aus Rosen einer einzigen Farbe oder aus Eppichgewinden, Röhrchen, Blättern und Gräsern bestehen. Bei einem großen Diner ist freilich auch die Ausstattung der Tafel eine viel anspruchsvollere. Die Schränke öffnen sich, um ihren kostbaren Vorrath an uraltem, ebenso seinem, wie blendend weißem frischen Tischzeug zu liefern. Die Fayence wird durch Soires-Vorzeilen oder echt sächsisches ersehen, die Schüsseln sind von Silber. Blumengewinde umstolzen die Tafel, mit ihrem frischen Duft den der kostlichen Weine, Speisen und Getränke veredeln, verbinden wie farbenglänzende Schlangen die mächtigen, maßiv silbernen Candelaber unter einander, deren Lichtstrahlen sich in zahllosen Kristallgläsern brechen. Die Witte der Tafel ist in ein wahres Blumen-Parterre verwandelt, aus dem herrliche Tafel-Aufsätze, überblüht von schwelenden Blumenstraßen und bunten seidenen Bändern wie koste und Ausstellungspaläste hervorschimmern. Die kostlichsten Früchte ruhen in Körben aus altem sächsischem Porzellan und sind reich mit Blätterwerk verziert, das die Vorstellung eines üppigen Obstgartens erweckt.

In den großen Schlössern fehlt es auch an der Tafelmusik nicht, aber diese ist durchaus eigner Art und so recht eigentlich der Waldnatur angepaßt, in der die edlen Gäste am anderen Morgen dem edlen Waldwerk nachgehen werden oder den Tag über bereits nachgegangen sind. Der Leser erräth, daß es sich um Jagdszenen, um Hörnerklang und Jägerweisen handelt, welche von den im Hote oder unter dem Fenster aufgestellten Piquenuren der Tafelrunde zum Besten gegeben werden. Bisweilen sind diese auch in zwei Gruppen derart aufgestellt, daß ihre Signale wie Frage und Antwort, wie Hall und Widerhall empfunden werden, eine musikalische Wirkung, die gerade in solcher Umgebung doppelt stimmungsvoll ist und einen schwermütig machen könnte, wenn der edle Wein und eine natürliche und ungezwungene Unterhaltung, als sie in der Stadt üblich ist, nicht als süß veranschendes Gegengift dienten.

## Verchiedenes

Nachdruck verboten.

**S**aint Nicolaus-Fest. Von C. Cap. Siehe das Bild, Seite 181. — In der Geschichte der griechisch-katholischen Kirche spielt der Bischof Nicolaus von Myra eine bedeutende Rolle. Zur Zeit der Christen-Besorgungen unter Domitian wurde er eingekerkert und erst unter Konstantin dem Großen wieder befreit. Auf dem Concil zu Nicæa 325 zeichnete er sich als erbitterter Gegner der Arianer aus. Im byzantinischen Kaiserreich war er schon mehrere Jahrhunderte hindurch als Heiliger verehrt worden, als Käuflein aus Bari im ersten Jahrhundert seine Gebeine zu Myra entwendet und mit in ihre Heimat führten. Sein Fest fällt auf den 6. Dezember und wird als „Nicolaus-Tag“ noch jetzt im katholischen Deutschland, in der Schweiz und den Niederlanden durch Verkleidungen, Aufführungen und Beschenken der Kinder gefeiert.

Der Maler unseres Bildes führt uns in eine niederräudische Familie des achtzehnten Jahrhunderts, die am Spätnachmittage des Nicolaus-Tages im Wohngemache versammelt ist. Da öffnet sich plötzlich die Thür und in der altehrwürdigen Tracht eines griechischen Geistlichen scheint Sanct Nicolaus selbst in das Zimmer zu treten, — doch über seine Schulter späht das verschmitzt lächelnde Gesicht des Hausherrn. Die Kinder sind Anfangs er-

schrocken über die fremdländische Erscheinung, aber ihr Schrecken wird bald überwunden sein und fröhlichem Lachen Platz machen, wenn der Heilige erst in seine Taschen greift und seine Geschenke herausgekramt hat!

**Frida Sohau-Schanz.** Siehe das Portrait, Seite 184. — Unter den lyrischen Dichterinnen unserer Tage nimmt Frida Schanz eine bevorzugte Stellung ein. Vor etwa acht Jahren wurde ein Preis für das beste Studentenlied ausgeschrieben und diesen Preis gewann wunderlicher Weise eine Dame, — Frida Schanz. Von dieser Zeit an tauchte ihr Name, der durch ihre feinsinnige und geistreiche Mutter, auch eine echte Dichterin, schon einen guten Rang gewonnen, immer öfter in den Zeitschriften auf, freilich, ohne daß in den Dichtungen der Verfasserin auch nur eine Syur burschikos übermüthigen Hauches, wie er jene preisgekrönte Kleinigkeit, die Arbeit einer heiteren Stunde, ausgezeichnet, zu spüren gewesen wäre. Der Grundton der Lyrik von Frida Schanz ist ein ernster und sinniger. — nur ihre Kinderlieder machen eine Ausnahme. Bei den Kindern hat sich Frida Schanz denn auch in kurzer Zeit nicht minder beliebt gemacht, als bei den Erwachsenen; ihre Bilder „Die Jahreszeiten“ und „Beim Rattenfänger im Zauberberg“ gehen durch alle Schulen. Das Frida Schanz, die am 16. Mai 1859 in Dresden geboren wurde und seit Jahren in glücklicher Ehe mit dem Schriftsteller Ludwig Sohau in Leipzig lebt, auch eine gewandte Erzählerin ist, deren reizvolle Schilderungen man gern lautet, wissen unsere Leserinnen am besten.

**Die Speckleine.** Ein Vogel-Idyll im Winter. Siehe die Abbildung, Seite 184. — Seit Gott dem Menschen die Erde übergeben mit der Weisung, sie sich unterthan zu machen, hat derselbe diese Machtvolkommenheit ausgiebig benutzt und in schmungslosen Weise die gesamte Natur seinen Zwecken dienstbar gemacht. Im besonderen haben wir auch die lebende Creatur lange genug mitleidlos nur vom Standpunkte des praktischen Nutzens aus betrachtet. Erst in neuerer Zeit ist man darauf gekommen, daß Mitleid, welches Schopenhauer sogar als die einzige wahre Grundlage der Moral erklärt, auch auf die Thiere auszuüben. Und in der That, nirgends zeigt sich die wahre Humanität in reinerem Lichte, als in der Fürsorge für die arme, hilflose Creatur, denn hier ist sie wirklich frei von jener Selbstsucht, die nach den scharfsinnigen Ausführungen des berühmten Pestilmisten fast allen unter den sogenannten guten Thaten anhaften soll. Der herannahende Winter bietet wieder reichlich Gelegenheit, unsere Selbstlosigkeit nach dieser Richtung hin zu befähigen, und unser Bild zeigt uns eine Gelegenheit dazu. Eine besondere Beschreibung desselben dürfte kaum erforderlich sein. Eine mögig starke Schne oder Veile zwischen zwei Bäumen ausgespannt und mit, — nicht gar zu dünn geschnittenen — Speckwarten behängt, daß der ganze Apparat. Wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals an die Vogel-Zatterplätze erinnern, von denen wir in den Nummern 50 und 51 des vorigen Jahrganges Abbildungen brachten. Unsere Leser, namentlich die auf dem Lande wohnenden, werden uns gewiß dankbar sein für die Anregung, und wir unterstreichen uns herzlich freuen, wenn sie derselben in ausgiebiger Weise folge leisten.



Nachdruck verboten.

**Vom Federwild.** — Der stattliche Vogel unter den Waldhühnern ist der Auerhahn. Sein Fleisch, namentlich dasjenige des Männchens, ist jedoch hart und trocken. Es zeigt außerdem gewöhnlich auch noch vom Rutter, — da der Vogel seine Nahrung vielfach von den jungen Trieben der Kiefern und Tannen entlehnt, — einen terpenartigen Beigeschmaß. Ein älterer Auerhahn, der vielerlei Vorbereitung bedarf, ehe man ihn braten kann, hat schon unsere guten Altvordern öfters förmlich zur Verzweiflung gebracht. Außer hinreichendem Ablagern ist namentlich auch eine Peife von Essig oder saurem Wein erforderlich, um dieses Federwild genießbar zu machen. Junge Bögel verdienen daher in jedem Falle den Vorzug. Am schmackhaftesten bereitet man sie zu, indem man sie in Fleischbrühe dampft. Als Braten giebt man ihnen eine ähnliche Farbe, wie man sie zum Füllen von Tauben oder Puten anzuwenden pflegt. Bedeutend zarter als der Auerhahn ist das Birchuhu, welches einen ausgezeichneten Braten liefert, aber von dem Hirschhuhn, — das man bekanntlich zu den schönsten Waldhühnern im europäischen Rorden zählt, — noch an Schmackhaftigkeit übertrffen wird. Das Fleisch des Schneehuhns hingegen ist weniger zart und besitzt häufig ebenfalls den vorwöhnten, etwas bitteren Geschmaß, der, wie beim Auerhahne, von der Nahrung herrscht. Dieser Vogel, der in allen hohen Gebirgen vorkommt, nährt sich überwiegend von den jungen Trieben der Zwergtannen und anderem Nadelholze.

Ihres wohlsmakenden Fleisches wegen verdienen unter dem Federwild besonders der Hasen, die Schneefüße und die Wachtel Beachtung. Es empfiehlt sich, den Hasen bis zum Verbrauche frei hängend am kalten Orte aufzubewahren, damit sein Fleisch die erforderliche Reife bekommt. Die erahrensten Köche sind indeß darüber einig, daß man den Hasen beim Zureichen nicht waschen darf, sondern ihn am besten innen und außen durch Abreiben mit einem feuchten Tuche säubern. Da sich vom Fleische des Federwildes, ähnlich wie beim Haarwild, behauptet läßt, es sei meist fettarm, so thut man gut, die Brust der Waldhühner beim Braten mit fetten Speckscheiben zu belegen. Wald- und Sumpfhühnchen (Becassinen) bilden vom September an das Saigon-Geflügel für die feine Küche und gelten mit Recht für eine besondere Delicatesse. Es gibt Feinschmecker, welche der Becassine die Wachtel vorziehen. Das Fleisch dieses Vogels ist vorzüglich, weil sehr zart und zugleich festig. Sein Wohlgeschmaß wird noch wesentlich erhöht, wenn man die Wachtel, gleichviel, ob sie am Spieße oder in der Pfanne gebraten wird, — in Speck eingeschlagen und darüber frisches, zuvor abgepflügtes und abgetrocknetes Rebensaft hinzob. In dieser Hülle wird der Vogel gebraten und erhält durch die Weinblätter ein schwaches Aroma. Beim Anrichten giebt man die Wachtel sammt diesem Überwurfe zu Tische. Manche Hausfrauen ziehen es jedoch vor, die los gebundenen Weinblätter auf der Anrichteschüssel als Unterlage zu benutzen, auf jedes Blatt eine Scheibe des gebratenen Specks und auf diese wiederum den Vogel zu legen. Auf solche Weise präsentiert das Geflügel sich sehr hübsch.

Die Wild-Ente wird in manchen Gegenden schon im Hochsommer viel genossen; sie schmeckt indeß zu dieser Zeit manchmal, wenn sie sich viel von Fischen ernährt, etwas thrangig, welcher

Nebelstand zur Winterzeit, namentlich bei zugefrorenem Gewässer, fortfällt. Dieser sehr schmackhafte Vogel, ebenso die wilde Gans und die wilde Taube erfordern die nämliche Zubereitungsweise, wie man sie für das zahme Geflügel dieses Namens kennt. Bei unseren Vorfahren und bis zum Beginne dieses Jahrhunderts kam noch ein anderes Federwild mitunter auf die Tafel, das sich jetzt nur noch selten findet und um dessen Genuss wir die Altväter kaum zu bemeiden brauchen. Es ist die Trappe, eine stattliche Hühnerart, die in den meisten Gegenden Europa's, wo sie sich früher vorsand, so gut wie ausgerottet ist. Die Trappe wird bis dreißig Pfund schwer, läuft schnell, fliegt gut und kann zu unseren ansehnlichsten Landvögeln gezählt werden. Obgleich die Hausfrauen der „guten, alten Zeit“, — wie man sie zu nennen beliebt, — aus Erfahrung wüssten, dieser Vogel bietet durch sein dunkles, widerlich riechendes, sehr hartes Fleisch kein sonderliches Gericht, so konnten sie dennoch mitunter kaum der Versuchung widerstehen, sich mit der Zubereitung der Trappe zu beschäftigen und diese sogar zu empfehlen. In einem Kochbuch vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts befindet sich u. A. ein Rezept, welches mancherlei Prozeduren zum Garnieren hat. Vogel amrath. Auch der Trappe wird dabei gedacht und es heißt wörtlich darin: „Sei er alt, so muß man den Vogel stark mit Gewürze einreiben und mit einer Mörsertasse sein schlagen, doch daß die Haut ganz bleibt und in Essig legen ein zwei oder drei Nächte, es hilft ihm überaus viel. Läßt ihn fünf Stunden braten, betreut ihn erstlich eine Stunde mit Wein, denn begiehet ihn mit warmer Butter, bis er vier Stunden gebraten hat, begiehet ihn mit ausgebratenem Speck; giehet auch Malvasier, Rosen-Essig, Fleisch-Brie, Saft von einer Citronen, knut Zaffer und kleingeschnittene Citronenschalen dran und lasset es kochen.“ Es ist wohl keineswegs irrt, wenn wir annehmen, daß dieser Trappabrat troh aller Rühe und Zuthaten bei der Beischaffenheit des Fleisches, welche bejagter Vogel aufweist, wenig verlockend gewesen sei.

Rinnnt man jedoch als selbstbend an, daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Pfau mit seinem ungeniebaren Fleische für ein „Fürstlich Essen“ galt, so dürfen wir uns über diese Ansichten der guten Altväter nicht wundern, wollen indes recht zufrieden sein, daß unser Geschmack in diesem Punkte eine vortheilhafte Wandlung erfahren hat.

Tony Pauly.

**Berliner Pfannkuchen.** — Wie könnte es einen Weihnachts- oder Sylvester-Abend ohne „Pfannkuchen“ geben! Kaum denkbar, und wer an den genannten Tagen die Straßen der Großstadt durchwandert, der atmet den überall ausströmenden Teigduft und ist erstaunt über die Verteilung des beliebten Gebäcks, das in den verschiedensten Größen, mit oder ohne Guß, und in den manigfachsten Füllungen in den Fenstern der Bäckereien und Conditoreien aufgehängt liegt, schnell seinen Weg in eben so viele Düten findet und bis zum späten Abend beständig durch neue Lieferungen erneut wird. Ja, der Berliner Pfannkuchen ist gut, wie wäre er sonst auch zu seiner Weltberühmtheit gelangt! Darum, wer Appetit und keinen gefälligen Bäcker bei der Hand hat, der versucht es einmal selbst und probire das nachstehende Rezept. Man nehme  $\frac{1}{2}$  Kilo Mehl, 230 Gramm Butter, 65 Gramm Zucker, 50 Gramm trockener Hefe, 16 Gramm gestohlene bittere Mandeln, 6 Eidotter und  $\frac{1}{2}$  Liter Milch. In der lauwarmen Milch löst man die Hefe auf, gibt den dritten Theil des erwärmten Mehls dazu, schlägt das Ganze zu einem loseren Teig und läßt ihn, — an eine warme Stelle gesetzt, — etwa um's Doppelte aufgehen, — es ist dies das Hefenstück. Nun mischt man das übrige Mehl mit dem Zucker, den Eiern und Mandeln, giebt eine Prise Salz und die verlassene Butter, zuletzt das fertige Hefenstück hinzu, schlägt die Masse etwa

1<sup>1</sup>/2 Stunde tüchtig mit dem Holzlöffel, bis sie feuerfest geworden ist, streut ein wenig Mehl darüber und läßt sie sich am warmen Platze etwas heben. Jetzt wird sie mit der Hand durchgearbeitet, auf einem mit Mehl bepuderten Backtisch gehan und einen halben Finger dick ausgerollt. Ist dies geschehen, so nimmt man einen Ausstecher oder ein Weinenglas und macht mit diesem leichte Eindrücke auf die Teigplatte. Nachdem sie mit Wasser bestrichen worden, legt man in die Mitte der Hälfte der so entstandenen Kreise ein etwa müslimäßig großes Häufchen Fruchtmus, deckt eine zweite Platte über, drückt sie an den Rändern fest und sticht mit einem etwas kleineren Glase den fertigen Pfannkuchen aus, der auf ein mit Mehl bestreutes Brett gelegt, noch ein wenig aufgehen muß, ehe man ihn in die Kasserole mit Backfett wirft. Das Backfett kann beliebig aus geschmolzener Butter oder Schmeischnitzel bestehen, besser noch ist ein Zusatz von Kinder-Nierentalg, das ein schnelles Brämen verhindert, auch muß die Kasserole so weit gefüllt sein, daß die Kuchen im Bett schwimmen. Sobald sie ein goldgelbes Aussehen bekommen und gar sind, — zu bemerken ist noch, daß nur so viele in die Kasserole gehan werden dürfen, als neben einander Platz haben, — werden sie mit dem Schaumlöffel herausgenommen, auf weißes Pöschpapier gelegt und, sobald sie getrocknet sind, mit seinem Zucker bestreut. Wünscht man ihnen einen Guß zu geben, so röhrt man Puderzucker mit etwas Zitronensaft oder Rum zu einem diclen Brei, bestreicht die Pfannkuchen damit und läßt sie in der Wärmeröhre trocknen. Für die Füllung ist jede Art von Fruchtmus geeignet, für das Feinste gilt Ananas, Aprikose, Johannisbeere, doch auch Apfelmus mit etwas Rum verrührt ist nicht zu verachten. Und nun möge hier, als zu den Pfannkuchen gehörig, noch ein Punsch-Rezept folgen, daß von seinem Geringeren herabläßt, als von dem durch seinen Sohn östlicher Novellen bekannten, dreyten, leider schon geschiedenen Dichter Theodor Storm. „Nehmt“, — pflegte er zu sagen, — „drei Flaschen Graves (leichter Haut-Sauternes), aber von der dantilen Sorte,



Friedr. Torgau - Thyss.

eine Flasche Madeira, eine halbe Flasche Arac, Zucker nach Geschmack. Wasser aber ja nur so viel, als erforderlich ist, um ihm aufzulösen, läßt das Ganze einmal auflochen und trinkt es heiß, es schmeckt trefflich, aber fast noch besser auf Flaschen gefüllt, nach 14 Tagen falt! . . . Probiren wir es einmal! —

E. A.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Frage.

**Vergolden von Nüssen.** — Welches ist das einfachste Verfahren zum Vergolden von Nüssen für den Weihnachtsbaum?

R. R. in B.

**Kellerasseln.** — Weiß jemand ein Mittel, um Kellerasseln und Tausendfüßler aus dem Keller zu vertreiben?

E. B. in Frankfurt a. O.

### Antworten.

(Auf die besaglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schilderworten hin.)

**Delbilder zu reinigen (152).** — Diese Auffrage ist wohl nur dahin verstehten, ein Delgemälde von Rauch, Schmutz und sonstigen Unreinlichkeiten zu säubern, nicht aber ein solches etwa restauriren zu wollen. Zu letzterem gehört unbedingt ein Fachmann, der über das nothwendige, ziemlich complicierte und sehr kostspielige Handwerkzeug verfügt, als da sind: blau geschliffene Marmortaschen, Spannisen, Polirstäbe, Satinemaschinen &c. &c. Zum gewöhnlichen Putzen eines Delbildes empfiehlt ich folgendes Verfahren, welches ich persönlich durch eine Reihe von Jahren erprobt habe, und das man ohne Gefahr selbst bei den kostbarsten Gemälden anwenden kann.

Man entferne vorerst die über der Farbe liegende Hirnhschicht auf die Weise, daß man mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Gemälde zu reiben beginnt. Nothwendig ist es dabei, daß man dem Bild eine Unterlage giebt, damit sich der Blindsahmen und die etwa vorhandenen Mittelspreizen nicht durchdrücken. Nach wenigen Minuten wird sich auf dem Gemälde ein feiner, weißer Stand zeigen, welchen man nicht wegblasen möge, da er als weiteres, gefahrlloses Schleifmaterial dient. Allerdings wird die Haut vom Finger sich rascher abschleifen, als die auf dem Gemälde haftende Hirnhschicht; da das Verfahren aber ein höchst einfaches ist, so kann man jede beliebige Person zu diesem Geschäft verwenden. Ist der Hirnhs von dem Gemälde entfernt, so kann man mit dem eigentlichen Steinigen beginnen. Man stäubt das Gemälde mit einem trocknen Tuche sorgfältig ab, hält sich aber, das Bild etwa zu waschen oder gar mit Seife zu behandeln, da dasselbe sonst rettungslos verloren wäre. Dann nimmt man eine möglichst große Zwiebel, schneidet sie entzwei und reibt die Bildfläche so lange mit der feuchten Schnittfläche ab, bis die Zwiebel vollkommen rein und weiß bleibt. Dann lasse man das Bild wieder trocken, stäubt die etwa noch vorhandenen Zwiebelreste sorgfältig ab und überlege es wieder mit einer dünnen Lage Hirnhs. Zu letzterem Zwecke eignet sich Mastix-Hirnhs am besten, da dasselbe einen mehr matten Glanz hat und die Farben unter seiner Lage an Leuchtkraft und Tiefe gewinnen. Den besten Mastix-Hirnhs in Deutschland liefern Dr. Friedrich Schönfeld u. Co. in Düsseldorf, in Österreich Koller u. Co., Wien.

Sollte das Gemälde ein Loch oder einen Riß haben und der Besitzer die meist sehr hohen Restaurierungskosten scheuen, so kann man ohne Gefahr den Riß rückwärts mit einem dünnen, Leinestreifen verkleben, benutze aber als Bindemittel keinesfalls Gummiarabicum oder gar Tischtlerlein, welche das Bild sofort in centrale, unangenehme Falten ziehen, sondern verdünnten, mäßig starken Buchbindkleister. Der persönlichen Geschicklichkeit bleibt es dann überlassen, den Riß mit Farbe entsprechend zugestimmen.

Prof. Bischoff.

**Moorholzflecke (168).** — Um derartige Flecke zu entfernen, löst man einige Stückchen Citronensaure in Wasser auf und besprüht die fleckigen Stellen einige Male mit der Lösung. Auf dieselbe Weise habe ich auch Tinten- und Rossliele vollständig entfernt, ohne daß die im Stoffe vorhandenen Fäden auch nur im Geringsten gelitten hätten. Doch habe ich den Versuch nur an Leinen und Kattun, aber noch nicht an Wolle oder Seide gemacht.

Martha in R.

**Zettlesche in Papier (169).** — Dieselben entfernt man am besten, indem man gebrannte Magnesia mit Benzin mischt (nicht bei Licht!), bis eine trümlige Masse entsteht. Der Fleck wird mit dieser Masse eingerieben und die Magnesiaclimelchen weggeschlopft. Frische Flecke verschwinden sofort, alte nach 2—3 maliger Behandlung. Der Hauptvortheil ist, daß selbst das feinste Papier nicht Schaden leidet.

Frau Dr. W. in S.



Die Speckleine. Ein Vogel-Idyll im Winter. Von A. Stamer. — Siehe Seite 183.